

Helmuth Sommer

Musikalische Erinnerungen



Herausgeber: Jürgen Mittag – 2. Auflage 2011

Vor mir auf dem Tisch liegen fünf Bücher mit dem Titel „HIDDENSEE“.

Ein solches Buch

„Hiddensee - ein Lesebuch“

bekam ich von meiner Frau Brigitte Schumann zu unserem ‚besonderen Gedenktag‘ geschenkt. Dieses Buch gab mir den Anlass zu dem Versuch, auch ein Büchlein über m e i n e Beziehung oder Bekanntschaft mit der Insel Hiddensee - ich nenne sie: Meine Schicksalsinsel - und ihre Bewohner zu schreiben.

Alle Bücher berichten über ‚Land und Leute‘ dieses kleinen Eilandes. Das Lesebuch berichtet im Besonderen von prominenten Gästen aller Kunstrichtungen und ihren Sommeraufenthalten auf der Insel. Immer wieder - auch in einigen eigenen Aufsätzen der Gäste - wird die Schönheit dieser kleinen Insel mit Begeisterung beschrieben, bedichtet und besungen.

Alle diese Berichte möchte ich an dieser Stelle aus vollster Überzeugung bestätigen. Ich möchte aber dazu sagen, dass man doch mehrere Jahre und nicht nur eine dreiwöchige Ferienzeit dort verbringen muss, um alle Schönheiten der Natur und das Leben der Inselbewohner zu erkennen und zu verstehen. Mir wurde diese glückliche Zeit geschenkt.

Das Wichtigste aber für mich ist, dass die Insel Hiddensee ein bedeutender Teil meines Lebensschicksales geworden ist und mir meinen Kindheitswunsch erfüllt hat. Ich möchte also versuchen, meine Verbundenheit mit der Insel - soweit sie mir in Erinnerung ist - in allen Geschehnissen und Einzelheiten zum Ausdruck zu bringen. Alle Geschichten entsprechen der Wahrheit und sind keine schriftstellerischen Eigengedanken.

Ich bin k e i n Schriftsteller! Darum möchte ich meine (eventuellen) Leser bitten, meinen unliterarischen Stil zu entschuldigen! Mein Vater sagte immer zu uns Kindern: „Wenn ihr jemandem einen Brief schreibt, dann schreibt so, als ob ihr euch mit diesem unterhalten würdet“.

Und so will ich es auch in meiner Schilderung versuchen.

Meine lieben Freundinnen und Freunde, ihr werdet euch wundern, dass ich unsere heutige Orchesterprobe in unsere ‚Stammkneipe‘ verlegt habe, Ihr wisst, dass ich Proben nicht gern ausfallen lasse aber heute hat es damit einen besonderen Grund.

Wenn ich bei irgendwelchen Gelegenheiten etwas aus meinem Berufsleben erzählte, ist mir oft gesagt worden: Schreibe doch einmal alles auf, es könnte doch vielleicht ein interessanter Roman werden.

Nun, meine Freunde, möchte ich euch ‚meinen Roman‘ erzählen aber dabei nochmals erwähnen, dass alle Geschehnisse der absoluten Wahrheit entsprechen und keine eigenen Erfindungen sind. -

Doch nun erst einmal PROST !

Und jetzt geht's los!!

"HIDDENSEE - MEINE SCHICKSALSINSEL"

Warum Schicksalsinsel? Am Ende meiner Erzählung werdet ihr vielleicht verstehen, dass die Insel Hiddensee für mich ein bedeutender Teil meines Lebensschicksales geworden ist. Natürlich muss ich dazu mit einer Vorgeschichte beginnen, die vor etwas mehr als achtzig Jahren - nämlich mit meiner Geburt - anfängt.

Der Wunsch, einmal Musiker zu werden, muss mir wohl mit in meine Wiege gelegt worden sein. Ich war das achte Kind meiner lieben Eltern. Von meinen Geschwistern - Max, Margarete, Wilhelm, Paul, Elisabeth, Charlotte und Elsbeth - bin ich nun allein als jetzt Achtzigjähriger ‚übrig geblieben‘.

In diesem Alter lässt man oft und gern seine Lebenserinnerungen an sich vorüberziehen. Ich will jetzt aber auf keinen Fall meinen Lebenslauf aufschreiben, sondern nur das, was für mein ganzes Leben von Bedeutung war und auch noch ist - nämlich meine Musik!

Meine Liebe zur Musik und meine Musikalität habe ich wohl von meinen Eltern geerbt. Ich stamme nicht aus einer Musikerfamilie aber aus früheren Berichten weiß ich, dass meine Mutter sehr musikalisch war und als junges Mädchen ausgezeichnet Klavier spielen konnte. Leider hat sie diese Begabung nach ihrer Heirat und der damit verbundenen ‚Familienausweitung‘ nicht weiter gepflegt.

Aber mein Vater profitierte davon. Er hatte es nämlich nicht nur auf meine Mutter abgesehen, sondern er bewunderte auch ihr Klavierspiel, so dass er es dadurch angeregt autodidaktisch so weit brachte, sich als Klavierspieler - heute sagt man Alleinunterhalter - ein gutes Nebeneinkommen zu verschaffen,

In unserer Familie wurde immer viel gesungen und musiziert. Mein Bruder Paul bekam Geigenunterricht und spielte sehr gut wie mir später erzählt wurde, denn ich habe ihn nie bewusst spielen gehört. Er ist als Soldat im I. Weltkrieg 1917 gefallen. Ich muss meinen Bruder besonders erwähnen, weil ich durch ihn den ersten Anstoß zum Geigenspielen bekam, und das ist mir selber noch in Erinnerung geblieben.

Ich war zu der Zeit vier Jahre alt. Wenn mein Bruder übte, nahm ich ‚meine Geige‘, die aus zwei einfachen Stöcken bestand (der eine war die Geige der andere der Bogen) stellte mich neben ihn und übte mit, bis er mich aus dem Zimmer jagte.

Weinend lief ich zu meiner Mutter, um mich bitter über den ‚Rausschmiss‘ zu beklagen. ‚Sieh mal‘, sagte sie, um mich zu trösten, ‚Paul muss doch ungestört üben, wenn er zu seinem Lehrer kommt, soll er doch alles

gut können und wenn du mitspielst, störst du ihn".

Damals konnte ich das einfach nicht verstehen. Ich glaubte, dass ich selber schon so gut spielen könnte wie er. Inzwischen habe ich Verständnis dafür bekommen, wenn ich neben ihm stand und spielte, müssen die schabenden und kratzenden Geräusche meiner provisorischen Geige ihn sehr gestört haben. Jedenfalls war dieses mein erster Geigenversuch

Den zweiten Anstoß zum Geigenspielen bekam ich in der Schule. Von meiner Schulzeit muss ich besonders berichten, weil sie auch für meinen späteren Beruf von Bedeutung war.

Nach dreijähriger strenger Schulzeit in der 183. Volksschule für Knaben wurde ich umgeschult und besuchte bis zu meiner Schulentlassung eine sogenannte ‚weltliche Schule‘. Es gab zu dieser Zeit acht dieser Schulen in Berlin. Hier wurde für die damalige Zeit ein völlig neues Schulsystem eingeführt:

Z. B. das Mitspracherecht der Eltern durch gewählte Elternausschüsse, die Prügelstrafe, die allgemein als Haupterziehungsmethode galt, wurde abgeschafft bzw. verboten, ferner Zusammenführung von Mädchen und Jungen im Klassenverband, freie Wahl von Nebenfächern im Angebot von Fremdsprachen, Sport, musischen Fächern bis zum Schachspielen. Umfangreiches Lehrmaterial stand dementsprechend auch zur Verfügung. Durch all diese Neuheiten habe ich eine glückliche Schulzeit verlebt.

Durch die Zusammenführung von Jungen und Mädchen kamen natürlich auch persönliche Freundschaften zustande. Auch ich hatte zu der Zeit meine erste Freundin. Sie hieß H e r t a und wohnte ganz in der Nähe unserer Wohnung, so dass wir immer gemeinsam zur Schule gehen konnten. Herta hat sich aber bald einen anderen Freund angeschafft. Der Grund hierfür war wohl, wie ich später merkte, meine noch unbewusste Zurückhaltung. Ich war eben noch nicht soweit!! Aber das nur so nebenbei.

Jetzt erst einmal zurück zur Musik!!!

Eines Tages fragte unser Klassenlehrer: „Wer von Euch spielt ein Instrument oder hat ein Instrument zu Hause?“ Vier Schüler meldeten sich. Einer hatte schon zwei Jahre Geigenunterricht. Drei hatten eine Geige. Ich gehörte zu den drei Schülern. „Habt ihr Lust, Geige spielen zu lernen?“, fragte unser Lehrer. Wir bejahten seine Frage. „Dann bringt ihr morgen eure Geige bitte mit“, sagte er.

Mit großer Freude und Begeisterung erzählte ich meinen Eltern von dem Angebot und der Bitte unseres Lehrers. „Ich freue mich so, nun kann ich in der Schule auch noch das Geigenspielen lernen“, sagte ich.

Doch meine Freude sollte sich schnell in Traurigkeit verwandeln. Zuerst trat ein Schweigen ein, und ich sah an den Gesichtern meiner Eltern, dass mein Wunsch wohl nicht in Erfüllung ging. Dann sagte mein Vater: „Sieh mal, mein

Junge, wenn du eine der Geigen, die deinem Bruder gehörten, zur Schule mitnimmst, werden deine Mitschüler auch einmal die Geige in die Hand nehmen wollen, um zu probieren, wie man einen Ton herausbekommt, und es könnte passieren, dass etwas an der Geige beschädigt wird“.

„Aber Papa“, erwiderte ich, „ich würde niemanden an meine Geige heranlassen“.

„Warte doch noch ein Weilchen, dann sollst Du auch Geigenunterricht bekommen“, sagte mein Vater.

Traurig und enttäuscht zog ich mich in ein anderes Zimmer zurück. Nach kurzer Zeit kam meine Mutter zu mir und sagte: „Höre einmal, mein Kleiner, wir haben es uns überlegt, du kannst morgen eine Geige mitnehmen. Vielleicht kannst du verstehen, dass die beiden Geigen deines Bruders für uns ein Heiligtum sind“.

Ich konnte es erst verstehen, als ich älter war. Die Geigen waren für meine Eltern die stärkste Erinnerung an ihren in dem wahnsinnigen Krieg gefallenen Sohn!

Am nächsten Morgen ging ich dann - stolz wie ein perfekter Geiger - mit meiner Geige zur Schule. Nach dem Unterricht schickte uns dann der Klassenlehrer zu unserem Musiklehrer - Herrn Oskar R a c h o w - .

Zuerst ließ sich dieser von unserem ‚Geiger‘ etwas vorspielen. Nach meinen damaligen Erkenntnissen spielte er schon sehr gut. Unser Lehrer schickte ihn nach Hause, und wir drei bekamen die ersten Anweisungen, die sich in regelmäßigen Abständen zweimal in der Woche wiederholten.

Ich machte sehr schnelle Fortschritte. Nach kurzer Zeit konnte ich zur Freude meiner Eltern ‚Hänschenklein‘ vorspielen.

Zu meinem zehnten Geburtstag bekam ich als Geburtsgeschenk die Anmeldung zum Geigenunterricht bei einem professionellen Geigenlehrer - Herrn Kurt F I N D E R T - . Auch hier ging es mit meinen Fortschritten schnell voran. Ohne mich loben zu wollen, kann ich sagen, dass ich täglich mindestens eine Stunde übe.

Was auch für euch, meine Lieben, nicht nachteilig wäre!

Meine ‚musikalische Tätigkeit‘ in der Schule ging natürlich weiter. Unser Musiklehrer übte mit uns - er selbst am Klavier, unser ‚guter Geiger‘ und ich als II. Violine - an einem Nachmittag jeder Woche das Zusammenspiel (Anmerkung für Kenner: Pleyel Duette, opus 8 für zwei Violinen in der Ausgabe mit Klavier).

Die Ergebnisse unserer Zusammenarbeit sollten natürlich bei passender Gelegenheit der Öffentlichkeit vorgeführt werden. Diese Gelegenheit kam! Allerdings mehr oder weniger im Hintergrund.

Dazu jetzt eine andere kleine Vorgeschichte.

Wie schon vorher erwähnt, war unsere Schule mit umfangreichen Lehrmitteln ausgerüstet. Das Beste und Einmalige zur damaligen Zeit war unser Schulkino. Es hatte einen vorschriftsmäßigen feuersicheren Vorführraum mit geräuschkämpfenden Wänden. Im Gegensatz zu den heute handlichen und schnell aufgebauten Projektoren stand hier ein großes festmontiertes AEG-Filmvorführgerät, welches auch nur von einem ausgebildeten Filmvorführer in Betrieb genommen werden durfte.

Mein Klassenlehrer - Herr Paul C H A R N E C K I - machte diese Ausbildung. Er war neben seiner Lehrtätigkeit nun auch noch Filmvorführer und ich wurde, weil mich dieses sehr interessierte, sein „Assistent“.

Meine Aufgabe bestand darin, die großen Filmrollen zurück zu spulen, gerissene Filme zu kleben und andere Handreichungen zu machen. Es wurden Dokumentarfilme aber auch Spielfilme gezeigt. Einmal in der Woche war Filmtag. Der Vormittag war den Schülern unserer Schule vorbehalten. Nachmittags waren Vorführungen für Schüler anderer Schulen, und die Abendvorstellungen fanden dann für unsere Eltern statt.

Unser ‚Lichtspielhaus‘ war jedenfalls voll ausgelastet. Daraus ergab sich, dass ich an Filmtagen von morgens 8.00 Uhr bis abends 22.00 Uhr in der Schule war. In den zwei Stunden Pause zwischen den Vor- und Nachmittagsvorstellungen gingen wir - wenn meine Mutter darauf vorbereitet war - zu uns nach Hause, um etwas zu essen oder mein ‚Chef‘ beauftragte mich, eine Menge Kuchen und Getränke zu kaufen, und wir verbrachten die Pause in der Schule.

Ich weiß, liebe Freunde, diese Vorgeschichte hat bis jetzt noch nichts mit meinem Geigenspielen zu tun. Aber sie war erforderlich. Wie sonst sollte ich ein ‚Schullichtspielhaus‘ mit meinem Geigenspielen in Verbindung bringen?

Also, erzähle ich weiter. Wir wissen, dass der Stummfilm in den dreißiger Jahren vom Tonfilm abgelöst wurde. Der Stummfilm wurde vorher musikalisch ‚live‘ untermalt. Vielleicht interessiert es euch, wie sich so etwas abspielte.

Die großen Lichtspielhäuser hatten ein Salon-Orchester (15 - 20 Musiker) im Orchestergraben zu sitzen. Die kleineren Kinos dagegen hatten nur Quartette, Trios oder sogar nur einen Klavierspieler, der nach seinem Ermessen oder Können die Untermalung des Filmes gestaltete. Wenn nicht eine Filmmusik direkt komponiert war, gab es für die Kino-Orchester eine vom ‚Fachmann‘ zusammengestellte, zum Film passende, auf Spieldauer abgestimmte Untermalungsmusik. Die Anweisung hierzu sah ungefähr so aus:

1. Vorspann: ‚Pilgerchor‘ aus Tannhäuser
2. I. Akt, 1. Szene: ‚Morgenstimmung‘ aus Peer Gynt Buchstabe A-G

2. Szene: ‚Großmütterchen‘ Ländler v. G. Lange usw.

Man stelle sich vor, welch ein Paken Noten auf den Pulten der Musiker stand, wie oft umgeblättert werden und der Musiker sich von der einen auf die andere musikalische Stimmung umstellen musste.

Unser Musiklehrer kam auf den Gedanken, Untermalungsmusik zu den Filmen in unserem "Schullichtspielhaus" während der Vorstellungen zu machen. Wir bauten neben der Projektionswand einen kleinen Musikraum, der auch leicht wieder abgebaut werden konnte. Die 2 1/2 Meter hohen Wände wurden durch aufgehängte Decken hergestellt.

So waren wir vom Publikum abgeschirmt. Pultleuchten verhinderten, dass das Bild auf der Leinwand gestört wurde. Nun konnten wir uns erstmals mit unserer vorangegangenen Arbeit im Zusammenspiel hören - wenn auch nicht sehen - lassen. Ob die Untermalungsmusik immer zur Handlung des Filmes passte, weiß ich nicht. Aber für uns war es stets ein Erfolgserlebnis.

Auch mein Geigenlehrer veranstaltete Schüler-Vorspielabende, ausgeführt von "Solisten" und Zusammenspielgruppen. Die Vorspielabende fanden in größeren "Vereinszimmern" von öffentlichen Lokalen statt. Im Gastzimmer saßen die Gäste bei Bier und anderen ‚Alkoholitäten‘ und im angrenzenden Vereinszimmer machten wir unser Konzert. Dass es im Gastzimmer nicht immer ‚sehr ruhig‘ zugeht, kann man sich vorstellen.

Es gab, soweit ich mich erinnern kann, zur damaligen Zeit keine städtischen oder staatlichen Volksmusikschulen bzw. Musikschulen jetziger Zeit für die Ausbildung und Anregung zum ‚Laienmusizieren‘. Es gab aber einige Privat-Musikschulen. Vielleicht ist es für euch auch interessant zu erfahren, wie damals an einigen privaten Musikschulen der Instrumentalunterricht stattfand. Ich hatte die Gelegenheit, durch einen Schulfreund eine Unterrichtsstunde in einer ‚Musikschule‘ zu erleben.

Der ‚Direktor‘ hatte eine große Wohnung mit durchgehenden Zimmern. In jedem Zimmer standen zur gleichen Stunde zwei oder drei Geigenschüler und spielten ihre zu Hause geübten Aufgaben herunter. Der ‚Direktor‘ oder ein angestellter Geigenlehrer ging von Zimmer zu Zimmer, hörte das Spielen seiner Schüler einmal ab und gab ihnen die neue Aufgabe nach Nr. 156, Nr. 157 aus der Violinschule - oder ließ die Nr. 156 zur nächsten Stunde wiederholen. Damit war die Unterrichtsstunde beendet.

Die Existenz dieser Musikschulen wurde durch Hauswerbung, wie man es heute durch Zeitschriftenwerbung kennt, aufrechterhalten. Man ging von Tür zu Tür, um Schüler für den Musikunterricht zu begeistern. Dabei wurden möglichst gleich Unterrichtsverträge - ein Instrumentenkauf inbegriffen - abgeschlossen. Wie viel Überforderungen und Betrügereien wurden dadurch an der unerfahrenen breiten Gesellschaftsschicht begangen!!!

Wenn ich diese Schilderung hier eingefügt habe, so soll es nur ein Vergleich zu unserem heutigen kulturellen Stand in der Musik - und besonders im ‚Laienmusizieren‘ sein. Welche Musikschule oder welcher Privatmusiklehrer würde seinen Zuhörern an Vorspielabenden ein Programm - wie folgt:

‚Feuert los !‘ - Marsch von Urbach
 ‚Verschmähte Liebe‘ - Walzer von Paul Linke
 ‚Sefira‘ - Intermezzo von L. Siede

7

oder die Fantasie

‚Der Troubadour‘ - Oper von G. Verdi bearbeitet für Solo-Violine und Klavier von J.B. Singelée usw.

anbieten und zumuten ?

Heute werden bei Vorspielabenden von Schülern und Laienorchestern recht hohe musikalische sowie auch technische Ansprüche gestellt und vom Publikum erwartet.

Glücklicherweise hatte ich einen Geigenlehrer, dem ich zu verdanken habe, mit meinen Fähigkeiten nach ca. dreijähriger Unterrichtspause mein Studium - natürlich mit einigen Korrekturen - unmittelbar beginnen zu können.

Der Höhepunkt meines ersten Geigenunterrichtes war ein Vorspielabend, an dem ich das Violin-Konzert a-moll Nr. 9 von Beriot spielte. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich gespielt habe. Nur muß ich dazu bemerken, daß es mir, als ich dieses Konzert nach Jahren wieder einmal spielte, unwahrscheinlich vorkam, es damals schon einmal gespielt zu haben,

Jedenfalls bin ich durch unser Musizieren in der Schule und dem privaten Trio- und Quartettspielen bei unserem Musiklehrer immer mehr in den ‚Bann der Musik‘ gezogen worden.

Von meinem dreizehnten Lebensjahr an besuchte ich regelmäßig jeden Sonntag die „Volkstümlichen Konzerte“ der Berliner Philharmoniker unter der Leitung von Generalmusikdirektor W. P R Ü F E R.

Die Philharmonie war damals in der Bernburger Straße. In den Konzerten wurden Ouvertüren, Fantasien, auch ab und zu ein Strauß-Walzer gespielt. Jeden Sonntag hörte man einen oder auch zwei Solisten der Philharmoniker. Ich weiß, dass ich nach den Konzerten immer voll Begeisterung nach Hause ging und davon berichtete.

In dieser Zeit hatte ich auch schon zwei gleichaltrige Geigenschülerinnen. Die eine war die Schwester meines Freundes, die andere die Tochter eines

Kontrabassisten, einer Familie aus der Nachbarschaft. Ich weiß nicht mehr, wie lange die ‚Ausbildung‘ dauerte. Ich erinnere mich aber, dass sie nicht sehr erfolgreich war und glaube, die beiden nahmen die Geige später nie mehr in die Hand. Vielleicht lag es an meiner nicht ausreichenden Kenntnis der ‚Methodik‘.

Auch mein Wunsch, etwas zu komponieren, war zu dieser Zeit sehr stark. Ich kaufte mir das Reklam-Taschenbuch ‚Die Elementarlehre der Musik‘ und beschäftigte mich mit Intervallen, Dreiklängen usw. Meine ersten ‚Kompositionen‘ müssen richtiger ‚Kombinationen‘ heißen. Ich stellte Potpourris verschiedener Art zusammen, Walzer-Potpourris, Lieder Potpourris und andere.

In meiner Schule wurde von unserem Kunstlehrer - Herrn M E N A N T E A U - ein Schulorchester gegründet und geleitet. Er selber spielte gut Bratsche und hatte umfangreiches musikalisches Wissen. Unter seiner Leitung entwickelte sich sehr schnell ein gutes Schulorchester. Ich war noch nach meiner Schulentlassung ein paar Jahre Mitglied des Orchesters. Es hatte auch eine ganz besondere Bedeutung für mein späteres Leben.



Doch davon erzähle ich später.

Ein halbes Jahr vor Beendigung meiner Schulzeit kam eines Tages ein Herr von der ‚Berufsberatung‘ zu uns in die Klasse. Er fragte jeden von uns nach seinen Berufswünschen. Als er mich fragte, war meine Antwort selbstverständlich: „Ich möchte Musiker werden!“

Wenn er auch zu allen Berufen etwas Erklärendes zu sagen hatte, so kam er auf meinen Berufswunsch überhaupt nicht näher zu sprechen. Offensichtlich war er über den Musikerberuf nicht orientiert. Ich musste also erst einmal mit meinem Berufswunsch allein fertig werden.

Zuerst sprach ich mit meinen Eltern darüber. Mein Vater hatte natürlich Einwände. „Stell Dir einmal vor, du müsstest ein Leben lang täglich die halbe Nacht in Kaffees oder Lokalen stehen und den Leuten etwas vorspielen, die dann noch zum Teil nicht einmal zuhören. Außerdem ist der Beruf eine sehr unsichere Existenz!“

Das waren die Worte meines Vaters, vielleicht dachte er dabei an seine als junger Mann ausgeübte ‚Nebenbeschäftigung‘. „Aber Vater“, erwiderte

ich, „das möchte ich ja gar nicht. Ich stelle mir vor und denke daran, einmal in einem guten Sinfonieorchester zu spielen“.

„Sieh mal“, sagte mein Vater, „du hast jetzt schon so viele Möglichkeiten zusammenspielen. Im Schulorchester, bei Herrn R A C H O W (mein Schulmusiklehrer). Du sollst ja auch weiterhin zum Geigenunterricht gehen, und du wirst dich verbessern. Dann findest du auch noch mehr Möglichkeiten, Musik zu machen. Außerdem kannst du dir selbst auswählen, was dir am meisten Freude macht!“

Ich habe begriffen, dass alles Gesagte gutgemeinte Worte meines Vaters waren. Aber auch mein Vater merkte, wie schwer es mir fiel und wie enttäuscht ich war, dass mein größter Wunsch nicht in Erfüllung gehen sollte.

Einige Tage später sagte mein Vater zu mir: „Mein lieber Junge, ich war bei deinem Geigenlehrer Herrn F I N D E R T, um von ihm einen Rat für deine Ausbildung zu deinem gewünschten Beruf zu bekommen. Leider konnte er mir auch keinen hinweisenden Weg für deine weitere Ausbildung nennen, was mich eigentlich sehr wunderte“.

„Ich kann Ihnen aber einen Vorschlag machen, Herr Sommer“, sagte er, „schicken Sie Ihren Sohn, wenn seine Schulzeit beendet ist, zwei oder drei Jahre zu mir in meine Unterrichtsstunden. Zunächst zum Zuhören und um dann später unter meiner Aufsicht meine Schüler zu unterrichten. Nach der abgelaufenen Zeit kann er sich dann als Geigenlehrer selbständig machen“.

„Dieser Vorschlag war mir völlig unverständlich“, sagte mein Vater. „Ich bedankte mich und sagte, ich werde es mir überlegen. Dann verabschiedete ich mich. Ich bin der Meinung, dieser Ausbildungsweg passt nicht zu Deiner Vorstellung vom Musikerberuf“.

„Ja, Vater“, sagte ich, „das würde mir auch nicht viel Freude machen“. Ich merkte, dass mein Vater mir meinen Wunsch gern erfüllt hätte, aber er wusste nicht wie. Mir selbst war klar, dass er mir ein Studium finanziell nicht ermöglichen konnte. So musste ich den Gedanken, Musiker zu werden, vergessen. Aber, was sollte man werden?

Das Thema ‚Musiker werden‘ war erst einmal abgeschlossen.

Wenige Tage später sagte mein Vater zu mir: „Hör mal, mein Sohn, ich glaube, mir ist ein guter Gedanke gekommen. Wie wäre es, wenn du bei deinem Schwager Paul, dem Mann meiner ältesten Schwester, in die Lehre gehst und Polsterer und Dekorateur lernst! Er ist ein tüchtiger Handwerker und Meister in seinem Fach. Ich habe schon mit ihm gesprochen. Er würde sich freuen, wenn Du auf meinen Vorschlag eingehst. Dann hast du einen guten Beruf erlernt und kannst deine Musik zu deiner Freude weiterhin nebenbei machen. Überlege es dir. Ich glaube, es ist eine gute Lösung.“

Was sollte ich sagen? Im Innersten war ich sehr traurig. Andererseits musste

etwas geschehen.

Nachdem ich noch drei Monate Ferien machen konnte, begann dann meine Lehrzeit. In meiner Freizeit machte ich so viel wie möglich Musik. Mein Geigenunterricht ging weiter. Im Hause meines ehemaligen Schulmusiklehrers wurde einmal in der Woche Quartett gespielt. Die Proben des Schulorchesters, das nun schon ein Jugendorchester war, fanden abends statt und so konnte ich dadurch auch daran teilnehmen. Meine freien Abende waren mit Musik ausgefüllt.

Wie ich schon früher erwähnte, hatte das Schulorchester eine besondere Bedeutung für mein späteres Leben. Auch hierbei spielte die Musik eine ausschlaggebende Rolle. Im Orchester spielte auch ein Mädchen - es hieß Ursula FRENZ.

Ursel war mein erster großer ‚Schwarm‘. Sie ging auch in meine ehemalige Schule und war im letzten Schuljahr. Sie war ein hübsches blondes Mädchen, sehr temperamentvoll und ein etwas jungenhafter Typ.

Bei einer Orchesterprobe riss ihr die A-Saite ihrer Geige. Ich sah es gleich als einen Anlass, näheren ‚Kontakt‘ mit ihr aufzunehmen. „Komm, Ursel sagte ich, „ich ziehe Dir gleich eine neue Saite auf“. Sie gab mir ihre Geige und sagte nur: „Das ist nett danke. Aber bitte ganz unverbindlich“. Damit war unser Gespräch beendet. Für mich ein Schuss ins Leere - meine Absicht = 1:0 für sie!!

Ich setzte meine ‚Werbung‘ aber fort und so kam es zu unserer ersten Verabredung um 20.00 Uhr an der Putlitzbrücke/Ecke Birkenstraße. Auch diese Verabredung kam beinahe nicht zustande.

Es war an einem unserer wöchentlichen Quartettabende. Mit einer Ausrede musste ich mich in unserer Pause verabschieden. Meine Befürchtung war, dass einer unserer Mitspieler sagte: „Weißt Du, dann komme ich gleich mit“. Das wäre für meine gebrauchte Ausrede sehr ungünstig gewesen. Ich konnte mich glücklicherweise allein „verdrücken“.

Mit etwas Verspätung kam ich zur Putlitzbrücke. Siehe da! Welch eine ‚freudige Überraschung‘! Der Fahrdamm war beiderseits mit hohen Brettern eingezäunt, nur die Gehwege waren frei. Man konnte also nur die eine Seite übersehen. Was tun? Ich raste zweimal auf der einen Seite, zweimal auf der anderen Seite erfolglos über die Putlitzbrücke. Beim letzten Mal - ich hatte schon jede Hoffnung, Ursel zu treffen, aufgegeben - hatten wir das Glück, uns doch noch an der Birkenstraße zu treffen.

Leider war für unser Zusammensein viel Zeit verloren gegangen, denn Ursel musste spätestens um 10.30 Uhr zu Hause sein. Wir aßen noch eine Portion Eis und dann brachte ich Ursel nach Hause in die Waldenser Str. 11. Wir verabschiedeten uns mit einem zarten ‚Tantenkuss‘, der aber zum ‚Siegel‘ - zunächst für unsere Freundschaft, später aber zu unserem

Lebensschicksal wurde. -

Aber wie in den meisten Liebesfilmen, so lief es auch in unserem ‚Film‘ nicht
glatt ab.

Wie es weiter geht, erzähle ich am nächsten Freitag. –

Heute, meine lieben Freunde, geht es in meiner Erzählung weiter.

Ich hoffe, euch nicht zu langweilen

Wie ich meine ‚Schicksalsinsel HIDDENSEE‘ kennenlernte und sie nun zum ‚Schicksal‘ wurde, hat natürlich auch wieder eine Vorgeschichte.

Arbeitskolleginnen meiner Schwestern erzählten und schwärmten von ihrem Urlaubsaufenthalt auf der Insel Hiddensee. Es wurde nun gemeinsam beschlossen, im nächsten Jahr machen wir zusammen Urlaub auf dieser Insel!

Das private Reisen war für die damaligen Einkommensverhältnisse fast eine Unmöglichkeit. Es musste also emsig gespart werden. Als dann der Sommerurlaub 1925 heran war, konnten meine Schwestern Elisabeth und Charlotte wie mit ihren Kolleginnen verabredet ihre Urlaubsreise nach Hiddensee antreten. Und das Tollste daran war: Ich durfte mitfahren!

An einem Sonnabend ging die Reise los. Wer von der „zu Hause bleibenden Familie“ Zeit hatte, brachte uns zum Stettiner Bahnhof. Mit dem Personenzug III. bzw. IV. Klasse kamen wir dann nach fünfständiger Fahrt in Stralsund an.

Unseren Einkommensverhältnissen entsprechend musste die Reise so billig wie möglich werden. Das Urlaubsgeld war nach Möglichkeit eingeteilt. Trotzdem reichte es noch, unseren dreistündigen Aufenthalt bis zur Überfahrt nach Hiddensee durch ein Mittagessen im Hotel ‚ZUR POST‘ zu verkürzen. Was heute eine Selbstverständlichkeit geworden ist, war für mich schon ein Erlebnis, einmal in einem Restaurant zu ‚speisen‘.

Dann machten wir noch einen kleinen Stadtbummel. Um 15.00 Uhr ging unsere Überfahrt auf dem Dampfer ‚Caprivi‘ - mehr Frachtschiff als Passagierdampfer - los. Es war, wie man heute sagt, einfach ‚urig‘. Das Wetter war herrlich. Die Sonne strahlte, ein frischer Seewind zerzauste unsere Haare. Eine Schar Möwen flog über uns oder auch dicht an unseren Köpfen vorbei. Sie wurden von den Passagieren beim Fliegen gefüttert, woran sie sicher gewöhnt waren.

Nach 1 1/2 Stunden Fahrt konnte man schon die Insel erkennen. Zuerst die Westseite, das Hochland und nach kurzer Zeit auch die Südseite, das Flachland. Beim flüchtigen Hinsehen hatte man den Eindruck, die kleinen weißen Häuser des Fischerdorfes Neuendorf-Plogshagen ständen direkt im Wasser. Aber dann, als wir uns näherten, sahen wir den langgestreckten flachen Landstreifen der Insel. Eine Viertelstunde später hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen.

Neuendorf - ein Dorf ohne ‚Straßen‘ - bis auf ein paar ausgetretene Fußwege. Die weißgetünchten und mit Ried gedeckten Häuser stehen auf grünen Wiesen. Man kann ungehindert kreuz und quer zwischen ihnen durchgehen. Was uns im ersten Moment besonders auffiel, war ein ständiges Rauschen, bis wir feststellten, dass es die Wellen der von Dünen versteckten Ostsee waren.

Bei der Fischerfamilie H Ü T T E N B E R G in Neuendorf - Haus 42 - hatten wir für uns zwei Zimmer mit Küchenbenutzung - wir waren ja Selbstverpfleger - bestellt.

Der Sohn Walter und Tochter Lehnchen empfingen uns bei unserer Ankunft am Hafen und führten uns zum Haus. Die ganze Familie - Eltern und noch drei Töchter - begrüßte uns so herzlich, so dass wir uns vom ersten Moment an dazugehörig fühlten. Sogar der Kaffeetisch war schon für uns alle gedeckt.

Nun bekamen wir zuerst unsere Zimmer angewiesen. Zwei hübsche, gemütliche Zimmer ‚mit allem Komfort‘. Hier konnte man sich auch bei schlechtem Wetter wohlfühlen.

Mit dem ‚Komfort‘ sah es so aus: Zur körperlichen Reinigung standen eine große Waschschüssel, ein großer Wasserkrug und für das gebrauchte Wasser ein Eimer bereit. Das Wasser musste aus einem tiefen Brunnen in einem Eimer herauf-gezogen werden und wurde für jeden Bedarf genutzt.

Die Gäste mussten ihre eigene Bettwäsche wie auch Handtücher mitbringen. Das WC (man sagte auch ‚Plumpsklo‘) befand sich außerhalb des Hauses. Die Küche, die für uns Selbstverpfleger von Wichtigkeit war, war in einem peinlich sauberen Zustand. Gutes Geschirr und reichlich Kochtöpfe waren vorhanden. Ein großer Herd mit gleichgroßem offenem Rauchfang darüber stand zur Verfügung.

Wir machten uns schnell mit den etwas ungewohnten Verhältnissen vertraut und fühlten uns sehr wohl. Wenn ich hier von den Einzelheiten des ‚Komforts‘ spreche, so soll das keine Beurteilung oder Kritik sein. Im Gegenteil!!! Diese Einfachheit war für uns Großstädter schon ein besonderes Urlaubserlebnis, und es ist mir heute noch lieber als nach ‚Etikette‘ zu vorgeschriebener Zeit, in vorgeschriebener Kleidung meinen Urlaub zu erleben. Jetzt wird sicher schon vieles dem heutigen Tourismus angepasst sein und durch den Massenbesuch sehr viel an Stille und Idylle verloren gegangen sein!

Man sollte es kaum glauben, selbst in diesem kleinen Fischerdorf, bei einer bescheiden lebenden Fischerfamilie, bin ich mit ‚Musik‘ konfrontiert worden. Als ich bei unseren Unterhaltungen einmal erzählte, dass ich Geige spiele, sagte Walter: ‚Warte einmal, ich werde Dir etwas zeigen‘. Er ging aus dem Zimmer und kam mit einem hölzernen Geigenkasten - genannt Kindersarg - zurück.

Zu meiner Überraschung holte er mit den Worten: „Du kannst uns gleich einmal etwas vorspielen“, eine Geige aus dem Kasten. Es war eine schöne, verhältnismäßig gute Geige; auch der Bogen war in Ordnung. Leider fehlten zwei Saiten - also im Moment nicht spielbar. „Das kann in Ordnung gebracht werden“, sagte Walter, „ich muss morgen sowieso nach Stralsund hinüber, dann werde ich einen Satz Saiten mitbringen“.

So geschah es dann auch. Am nächsten Abend zog ich die Saiten auf und probierte die Geige aus. Sie klang sehr gut und war auch leicht spielbar. So konnte ich bis zum Urlaubsende noch jeden Tag ein paar ‚Bogenstriche‘ machen. Auch Walter spielte für seine ‚Handverhältnisse‘ ganz gut. Ich lernte bei dieser

Gelegenheit auch noch den Rügener-Hiddenseer-Fischertanz - den ‚Kegel‘ - kennen.

Leider ging der Urlaub viel zu schnell zu Ende, und wir verabschiedeten uns bis zum Wiedersehen im nächsten Jahr. Betrübt und traurig, dass diese schöne Zeit vorüber war, fuhren wir nach Hause.

Unsere Angehörigen holten uns vom Bahnhof ab. Zu Hause erwartete uns unsere Mutter und an der vorbereiteten Kaffeetafel wurde von unserem Ferienaufenthalt berichtet. Selbstverständlich stand auch schon der Entschluss fest: Im nächsten Jahr fahren wir wieder nach Hiddensee!

Und so kam es dann auch. Als die Urlaubszeit heran war, ging es wieder los. In diesem Jahr war auch meine Schwester Else mit von der Partie.

Da ich nun wusste, dass ich eine Geige vorfinden würde, nahm ich einige Noten, darunter eine Violinschule für Anfänger, mit, um Dorle - der jüngsten Tochter Hüttebergs - vierzehn Tage Violinunterricht zu geben.

Obwohl ich wusste, dass der Erfolg dieses Unterrichts nicht groß sein konnte, sollte er doch unsere Freundschaft vertiefen. Außerdem war ich dadurch jeden Tag eine Stunde mit Dorle allein. Das alles machte mir die Abreise am Ende unseres Urlaubs schwerer. Es blieb hier nur der Trost: Im nächsten Jahr sehen wir uns wieder!

Es sollte keine Ferien ohne ‚Musik‘ geben!

So beschlossen wir, diesmal unsere Instrumente mitzunehmen. Meine Schwester Charlotte spielte Mandoline, Else Gitarre und ich Violine. Unser kleines ‚Familienensemble‘, mein Vater (Klavier) eingeschlossen, hatte wie schon erwähnt - durch das ‚Hausmusizieren‘ ‚unser‘ Repertoire zusammen.

Wenn das Wetter und der Wind es zuließen, saßen wir abends vor dem Haus und machten Musik. Bald fanden sich noch andere Feriengäste ein und es wurde gemeinsam gesungen und gespielt. So entstand eine völlig ungezwungene Feriengemeinschaft. Bei unserer Abreise hieß es dann wieder: Auf Wiedersehen im nächsten Jahr!!

Zwei Jahre konnten wir unseren Urlaub auf Hiddensee noch wiederholen. Es waren herrliche Jahre! Zwischen der Familie Hütteberg und uns entstand eine echte Freundschaft, die auch heute noch besteht.

Dann kam die Zeit der großen Arbeitslosigkeit und wir mussten zwangsläufig auf unsere Urlaubsreisen verzichten.

Inzwischen hatte ich in meinem Beruf ausgelernt. Mein Schwager Paul musste sein Geschäft schließen, wodurch ich arbeitslos wurde. Es dauerte aber für mich nicht lange; eine große Wende, die für mich zur Bestimmung meines ganzen Lebens wurde, trat ein.

Davon möchte ich bei unserem nächsten Zusammensein erzählen.

Nun passt einmal auf - jetzt will ich euch erzählen, wie ich ‚Musiker‘ wurde.

Auch hierzu gibt es wieder eine kleine Vorgeschichte.

Wie schon vorher erwähnt, konnten wir in diesem Jahr - 1930 - nicht verreisen. Eine Freundin unserer Familie war aber in diesem Sommer auf Hiddensee. Außer Grüßen von all unseren Freunden brachte sie die Neuigkeit mit, dass im nächsten Jahr ein Strandcafé in Neuendorf eröffnet werden sollte. Der Eigentümer Herr Wodrich (wir hatten ihn als Oberkellner im ‚Hotel am Meer‘ kennengelernt) suchte zur nächsten Saison ein Unterhaltungs- und Tanz-Trio für sein Café.

„Das wäre doch etwas für Dich, Helmuth“, sagte sie.

„Schön wäre es ja, aber wo soll ich zwei Kollegen finden, ich bin doch in der Branche völlig unerfahren“, erwiderte ich. „Ach“, sagte sie, „überlege es Dir einmal, es wird sich bis dahin vielleicht eine Möglichkeit ergeben, vor allen Dingen schreibe erst einmal und mache Herrn Wodrich ein Angebot. Anfragen kostet ja nichts!“

Auch meine Eltern meinten, dass ich einfach einmal anfragen sollte, zumal Herr Wodrich mich von unserem jährlichen Ferientaufenthalt her kannte.

Zu Beginn des nächsten Jahres machte ich mein Angebot. Nach kurzer Zeit bekam ich die Antwort mit der Zusage und einem Gehaltsangebot. So war mein erstes Engagement als ‚Musiker‘ perfekt.

Jetzt stellte sich für mich das Problem, zwei Kollegen zu finden. Wir drei mussten ja altersmäßig und instrumental zusammenpassen. Hier griff nun das Schicksal zum ersten Mal ein. Es ist eine kaum glaubhafte Geschichte, aber sie entspricht dennoch der absoluten Wahrheit. Und das fing so an:

Meine Schwester Elisabeth war erwerbslos. Als sie an einem bestimmten Tag der Woche zum Arbeitsamt ging, um sich ihren ‚Stempel‘ zu holen, kam sie mit einem älteren Herrn namens R i c h t e r in ein Gespräch. Dabei stellte sich heraus, dass er von Beruf Musiker war.

Sie erzählte ihm von meinem ‚Engagement‘ und dass ich hierfür zwei Kollegen suchte. „Da kann ich Ihrem Bruder vielleicht helfen“, sagte Herr Richter, „ich habe einen neunzehnjährigen Sohn, der gerade mit der Musikerlehre fertig geworden ist.“

Zu diesem Wort „Musikerlehre“ muss ich noch etwas Erklärendes hinzufügen:

Die Musikerlehre war kein Studium, sondern - wenn man es so nennen will - ein ‚Internat‘ zur Ausbildung von Musikern. So ein ‚Internat‘ hatte seit hundert oder mehr Jahren die Bezeichnung ‚Stadtpfeife‘ und war ein privates, selbständiges Unternehmen. Der ‚Musikdirektor‘ nahm Musiklehrlinge in Kost und Logis zur Erlernung verschiedener Instrumente durch entsprechende

Lehrer auf.

Die Existenz einer solchen Stadtpfeife oder das Einkommen des Direktors war dadurch gesichert, dass die Lehrlinge, soweit sie die Fähigkeiten besaßen, vom Meister ‚über Land‘ geschickt wurden. Sie spielten manchmal in unmöglichen Zusammensetzungen, zu Bauernhochzeiten oder Ortsfesten wie Kirmes, Kirchweih usw. Das Honorar kassierte der ‚Direktor‘.

Aus dieser ‚Musikerlehre‘ gingen gute routinierte ‚Universalmusiker‘ für den Sektor ‚Unterhaltungsmusik‘ hervor. Es gab kaum einen, der nicht mehrere Instrumente spielte.

Ein solcher Musiker war mein Kollege Heinz R i c h t e r, den ich durch seinen Vater kennenlernte. Für meine Unerfahrenheit und Unkenntnis in der Unterhaltungsmusik war Heinz für mich der richtige Partner. Wir waren ungefähr gleichaltrig und verstanden uns auch von Mensch zu Mensch sehr gut.

Er war sofort von unserem Engagement begeistert und damit einverstanden. Sein Hauptinstrument war das Schlagzeug, und er beherrschte auch das Xylophon solistisch meisterhaft. Außerdem blies er gut Trompete, spielte ebenfalls gut Geige und etwas Akkordeon. Also, für unser ‚Unternehmen‘ der ‚richtige Mann‘.

„Ja, Heinz“, sagte ich, „zu zweit sind wir ja nun schon, aber wo und wie finden wir einen Pianisten? Kannst Du nicht einmal Deinen Vater fragen, ob er einen Kollegen für uns wüsste?“ „Nein, Helmuth“, erwiderte Heinz, „da kann uns mein Vater bestimmt nicht helfen. Die Kollegen meines Vaters sind für uns zu alt. Sie würden ein solches Engagement auch nicht annehmen. Wir brauchen einen jungen Pianisten, der zu uns passt“.

„Aber woher“, fragte ich. „Pass einmal auf, Helmuth“, sagte Heinz, „wir müssen jetzt jeden Tag die Annoncen in den Tageszeitungen lesen, vielleicht haben wir Glück und finden jemanden“.

Zur damaligen Zeit standen in den Tageszeitungen unter der Rubrik ‚Musik‘ Anzeigen wie: ‚Pianist frei‘ - oder ‚Pianist Sonnabend/Sonntag frei‘ oder ‚Schlagzeuger gesucht‘ usw.

Das haben wir dann zunächst erfolglos versucht. Die Zeit bis zum Antritt unseres Engagements rückte immer näher. Bis das Schicksal - wie ich es immer sehe - ganz kurios eingegriffen hat.

Heinz Richter steht eines Abends vor seiner Haustür. Ein Mädchen kommt zur Tür heraus und hat eine in Zeitungspapier eingewickelte Flasche unter ihrem Arm. Heinz sieht ein Zeitungsblatt mit Annoncen.

„Komm“, sagt er zu dem Mädchen, „zeig mir einmal das Zeitungsblatt“. Das Mädchen wickelt die Flasche aus und gibt ihm die Zeitung. Heinz findet -

wie es das Schicksal will - die Rubrik ‚Musik‘ und darin eine Annonce: ‚Junger Pianist sucht Anschluss an ein Ensemble für Unterhaltungsmusik‘ - Tel-Nr.: ...-

Noch am gleichen Abend kommt Heinz zu mir. „Hier, lies mal“, sagt er, „wir müssen gleich anrufen“. Natürlich taten wir das auch. Wir hatten das Glück, den Pianisten - er hieß Kurt L e s n i c k i - an der ‚Strippe‘ zu haben und verabredeten uns für den nächsten Tag.

Wie vereinbart, trafen wir uns und machten uns bekannt. Kurt Lesnicki war ungefähr in unserem Alter, so passten wir altersmäßig schon zusammen. Von unserem Vorhaben war er begeistert und gleich mit allem einverstanden. Somit war das ‚Tanz- und Unterhaltungstrio‘ komplett.

Natürlich musste noch geprobt werden. Wir hatten nur noch drei Wochen Zeit bis zur Abreise. Vater Richter besaß ein riesiges Notenrepertoire und stellte als erfahrener Musiker ein Repertoire für uns zusammen.

Nun wurde jeden Tag geprobt, bis wir ein - wenn auch erst bescheidenes - Programm zusammen hatten. Kurt spielte sehr gut Klavier und auch Akkordeon, was für unseren ersten Auftritt von größter Wichtigkeit wurde.

Der Tag unserer Abreise am Pfingstsonnabend kam heran. Unser Reisegepäck war sehr umfangreich. Außer unseren Koffern für unsere Kleidung hatten wir einen schweren Notenschrank, das gesamte Schlagzeug, zwei Akkordeons und zwei Geigen bei uns. Die Geigen nahmen wir mit in unser Abteil, der Rest wurde im Gepäckwagen untergebracht.

In Stralsund brauchten wir einen Dienstmann allein für unser Gepäck und den Transport zum Schiff. Erstaunte und interessierte Blicke anderer Mitreisender fielen auf die Verladung unseres Gepäcks. Aber auch wir wurden überrascht als wir die ‚Caprivi‘ bestiegen.

„Sieh mal“, sagte Heinz, „was da noch zu unserem Gepäck kommt“. Da stand ein 3,50 m großer Konzertflügel, „Ja“, sagte ich, „der würde auch in keinem Privathaushalt Platz finden. Na, warten wir es ab“.

Als wir in Neuendorf ankamen, wurde der Flügel tatsächlich mit ausgeladen. Unser Gepäck wurde auf Karren in unsere Unterkunft gebracht. Wie dieser riesige Flügel in das ‚Strandcafé‘ - unsere Arbeitsstätte - kam, weiß ich nicht. Unser Zimmer war in einem kleinen Häuschen, gleich neben dem Strandkaffee unmittelbar am Strand.

Als wir zum Abendessen herüberkamen, stand der Flügel startbereit an Ort und Stelle. Natürlich wurde er von Kurt gleich angespielt. Und siehe da, wir erlebten eine unerfreuliche Überraschung. Die Stimmung des Flügels war fast 1 1/2 Töne zu tief. Ein Zusammenspiel mit anderen Instrumenten war unmöglich.

Unseren ersten Auftritt musste Kurt mit dem Akkordeon bestreiten, Wenn unser Heinz hätte Gitarre spielen können, wären wir ein echtes ‚Wiener-Schrammel-Trio‘ gewesen.

Unser Dienst fing normalerweise am Pfingstsonntag an. Aber meine einheimischen Freunde fanden sich zu unserer Begrüßung am Abend ein. Natürlich spielten wir auch für sie und so wurde es mit Gesang – ‚Wo die Ostseewellen schlagen an den Strand‘ - als Hauptschlager - und Tanz ein erfolgreicher Anfang.

Das Strandkaffee war wohl das erste ‚Etablissement‘ auf der Insel, das ständig ‚Livemusik‘ - Automaten gab es sowieso noch nicht - zur Unterhaltung aufzuweisen hatte.

Am Dienstag nach den Feiertagen traf gleich ein Klavierstimmer aus Stralsund ein und brachte unseren Flügel mit großen Schwierigkeiten auf Normalstimmung.

Nun konnten wir durch Proben am Vormittag unser Musikprogramm erweitern. Unsere Arbeitszeit betrug zwei Stunden nachmittags und zwei Stunden abends, montags hatten wir unseren freien Tag. Es blieb uns immer viel Zeit für unsere Freizeitbeschäftigung.

An den freien Tagen ging ich zur Familie Hütteberg bzw. meiner Freundin Dorle. Ich gehörte schon zur Familie. Aber das Bedeutendste für mich war: Durch meine Schicksalsinsel Hiddensee wurde ich ‚Berufsmusiker‘ - mein Kindheitswunsch war zunächst erst einmal erfüllt.

Unser Engagement ging dem Ende entgegen. Für die nächste Saison hatten wir schon einen Vertrag auf Hiddensee. Doch wir mussten uns bemühen, etwas für den kommenden Winter zu finden. So studierten wir die Fachzeitschrift ‚Der Artist‘ und die Berliner Tageszeitungen nach Angeboten.

Das einzige Angebot in Berlin war ein ‚Duo‘ in einem Kaffee in der Gerichtsstraße im Wedding, zehn Minuten von der Wohnung meiner Eltern entfernt. Für mich besonders günstig gelegen. Wir schrieben unsere Offerte und bekamen das Engagement vom 01.10.1931 bis 30.03.1932.

Leider mussten wir uns nun - mindestens bis zum nächsten Sommer - von unserem Kollegen Heinz trennen. Nach dem Saison-Abschiedsball fuhren wir nach Berlin zurück. Einen Monat machten wir Ferien und am 01.10.1931 fingen wir - mein Kollege Kurt und ich - im ‚Kaffee Z e r n e r‘ an.

Unsere Dienstzeit war täglich von 20.00 Uhr bis 03.00 Uhr. Freie Tage, wie sie jetzt selbstverständlich sind, gab es damals noch nicht. Aber einige abwechslungsreiche Erlebnisse hatten wir doch während unseres Dienstes.

Lasst mich, liebe Leser, von zwei kleinen interessanten und aufregenden ‚Intermezzi‘ erzählen.

Das ‚Kaffee Zerner‘ lag in unmittelbarer Nähe eines Krematoriums. Die Trauerfeiern fanden an manchen Tagen (wegen des großen Andrangs – man verzeihe mir dieses Wort!!) – bis 21.00 Uhr statt.

Obwohl es noch ein Kaffee – ohne Musik – in der Nähe gab, kamen die Trauergemeinden nach der Trauerfeier auch in unser Kaffee.

Eines Abends besuchte uns auch – tränenden Auges – eine Trauergemeinde. Vielleicht hätten wir eine Pause einlegen sollen, aber wegen der anderen Gäste war das nicht möglich. Offensichtlich fand die Trauergemeinde unsere unterhaltende Musik nicht störend. Im Gegenteil!!

Nach ungefähr einer Stunde kam ein Herr zu uns an das Podium und fragte: „Können Sie auch etwas zum Tanz spielen?“ „Natürlich“, sagte ich. Wir schalteten um auf „Tanzmusik“ und die Trauergemeinde auf „Tanzgemeinde“.

Kommentar: Ich nehme an, der Verstorbene war von Beruf Eintänzer oder gar Ballettmeister und man tanzte zu seiner letzten Ehre. Alles ist möglich!!

Das zweite Intermezzo hätte schwere Folgen haben können. Unser Podium stand genau der Eingangstür gegenüber, einer Haupttür und zwei Flügeltüren, die in das Kaffee führten.

Wir hatten gerade ein Stück zu Ende gespielt, da wurden die Flügeltüren aufgerissen. Zwei Männer hielten die Türen fest, der dritte stand in der Mitte, in jeder Hand eine auf uns gerichtete Pistole.

„Alles ruhig bleiben, dann passiert nichts“, rief einer der Männer.

Zwei Männer postierten sich vor der Tür, die anderen drei gingen in die hinteren Räume des Kaffees. Wir – mein Kollege und ich – verdrückten uns schnellstens in die Privatwohnung unseres Chefs. Von den folgenden Geschehnissen sahen wir nichts. Wir hörten nur hinterher, dass die drei Männer einen Gast nach vorn holten, ihn zusammenschlugen, dann hinaus zerrten, in ein Auto steckten und wegfuhrten.

Hätte unser Chef auch nur einen Versuch gemacht, die Polizei zu rufen, wäre sein Kaffee völlig demoliert worden.

Die Erklärung des Vorfalls ist folgende:

Auch schon in den zwanziger Jahren gab es mafiaähnliche Verbindungen, sogenannte „Ringvereine“ unter dem Decknamen „Sparverein“, „Geselligkeits-Verein“ oder „Skatclub“.

Sie betrieben zwar keinen Rauschgifthandel, gehörten aber zur Unterwelt Berlins und bekriegten sich gegenseitig, wenn einer über den anderen bei der Polizei „gesungen“ hatte und - wie gesagt - es hätte kein Lokalbesitzer oder Kaffeetier gewagt, von den Vorkommnissen in seinem Lokal - wie wir sie erlebten - polizeiliche Anzeige zu erstatten.

Aber es gab auch erfreuliche Stunden während unserer Arbeit, z. B. wenn uns Verwandte, Freunde oder meine Ursel besuchten.

Das Winterhalbjahr ging schnell vorüber. Wir pausierten einen Monat und am Pfingstsonnabend fuhren wir wieder ab nach Hiddensee.

Mit unserem Kollegen Heinz Richter war das Tanz- und Unterhaltungstrio wieder komplett.

In dieser Saison war unser Engagement auf zwei ‚Dienststellen‘ verteilt. Wir spielten in der Pension ‚Heiderose‘ und im Hotel ‚Zur Ostsee‘ in Vitte.

Die allgemein schlechte wirtschaftliche Situation in Deutschland wirkte sich auch auf den Tourismus aus. Es wurden weniger Sommergäste erwartet als in den Vorjahren. Dadurch ergab es sich, dass zwei Hotelbesitzer sich die Kosten für die ‚Kurkapelle‘ teilen mussten.

Die Pension ‚Heiderose‘ war gleichzeitig ein vielbesuchtes Ausflugslokal, das zwischen den Fischerdörfern Neuendorf und Vitte inmitten einer ausgedehnten Heidelandschaft liegt. Vom großen Speisesaal aus konnten die Gäste die ganze Landschaft überblicken. Den Pensionsgästen stand ein gemütliches Gastzimmer für ihren häuslichen



Aufenthalt zur Verfügung. Vom Saal aus kam man in einen schönen gepflegten Garten.

Den Ostseestrand erreichte man auf dem Weg durch die Heide in fünf Minuten. Die wenigen Pensionsgäste konnten sich an dem schönen Strand auf einer Länge von wenigstens 3 km tummeln und verteilen. Ein ‚Nebeneinanderliegen‘ wie an den üblichen Badestränden gab es nicht. Wer allein sein wollte und Ruhe suchte, fand Sie dort. Inselwanderer machten in der ‚Heiderose‘ gern eine Rast.

Aber auch tanzfreudige Gäste kamen hier zu ihrem Recht. Dafür sorgte regelmäßig jeden Dienstag, Donnerstag, Sonnabend und Sonntag nachmittags von 15.00 bis 19.00 Uhr das ‚Unterhaltungs- und Tanztrio Helmuth Sommer‘, das zum Tanz-Tee aufspielte. Das war ein Teil unseres diesjährigen Engagements.

Unsere ‚zweite Dienststelle‘ war das Hotel ‚Zur Ostsee‘ in Vitte. Hier hatten wir auch unsere Unterkunft. Außer gemütlichen Gasträumen war im Haus ein großer Tanzsaal im Stil der damaligen ‚Dorfkrüge‘ mit einer ziemlich hohen Bühne. Hinter der Bühne lag unser Zimmer, vielleicht für Theateraufführungen als Garderobe gedacht.

Wenn wir unser Zimmer erreichen wollten, mussten wir über die Bühne gehen und durch die Kulissen in unser Zimmer schleichen.

Vor unserem großen Zimmerfenster lag unmittelbar der breite Ostseestrand. Wir hatten einen schönen Blick auf die weite See, ganz besonders beim Sonnenuntergang.

Dieses Fenster hatte aber gerade für uns noch eine besonders erfreuliche Bedeutung.

Ob es ein Zufall oder Absicht war weiß ich nicht! Jedenfalls war ein alter aber stabiler Staketenzaun an der Hauswand bis zur Höhe des Fensters angelegt, von dem wir dann als Ein- und Ausstieg zu unserem Zimmer zu jeder Zeit Gebrauch machten. So z.B. wenn wir nachts nach dem Dienst in FKK-Kleidung noch einmal ins Wasser sprangen oder auch zu anderen Zeiten - allein oder zu zweit - um entspannen zu können.

Unser Dienst bestand darin, jeden Sonntag von 20.00 Uhr bis 01.00 Uhr zum Tanz aufzuspielen. Dann traf sich die einheimische Jugend mit den Sommergästen, und nicht selten fand einer oder der andere seinen ‚Schatten‘ für den Ferienaufenthalt, denn auch unter den Fischermädchen und -jungen gab es selbstverständlich hübsche und attraktive ‚Gestalten‘.

Wenn wir unseren sonntäglichen Tanznachmittag in der ‚Heiderose‘ hinter uns hatten, wurden unsere Instrumente auf einen Wagen geladen, ein Sohn des Hauses spannte seinen ‚Zossen‘ davor und ‚ab ging die Post‘ nach Vitte.

Manchmal waren wir auch schon ein wenig müde, aber wenn wir auf unserer ‚Bühne‘ standen, war jede Müdigkeit überwunden.

Aber dieses Sommerengagement ließ uns auch sehr viel freie Zeit. Der Montag und Mittwoch war für uns spielfrei. Freitags machten wir in stiller Vereinbarung mit unserem Chef von der Heiderose je nach Bedarf nachmittags zwei Stunden ‚Probe‘-Unterhaltungsmusik. Auch die Vormittagsstunden nutzten wir mit Proben zur Erweiterung unseres Repertoires aus.

Es blieb uns aber noch viel Zeit, die freien Tage nach Belieben zu verbringen. Ich besuchte fast immer meine Familie Hütteberg in Neuendorf bzw. meine Freundin Dorle.

Am letzten Sonntag im August ging die Saison offiziell mit einem Saison-Abschiedsball zu Ende. Je nach Bedarf wiederholte sich noch einmal am nächsten Sonntag der ‚Abschiedsball‘. Das bedeutete für uns eine Woche ‚Erholungsurlaub‘, was für mich ganz besonders erfreulich war.

Der für mich etwas traurige Tag der Abreise kam heran, aber wir wussten schon sicher, dass wir im nächsten Jahr wieder zurückkommen würden. Auch für den kommenden Winter hatten wir schon einen Vertrag in der Tasche.

Wenn ich euch aus meinem 'Berufsleben' erzähle, so denke ich mir, dass es euch vielleicht auch interessiert, einige rein persönliche Erlebnisse zu erfahren.

Es geschah also an einem Abend, an dem wir von unserem Dienst in der ‚Heiderose‘ nach Hause ins Hotel ‚Zur Ostsee‘ - unserem Quartier - kamen.

Im Gastzimmer saß noch eine lustige Gesellschaft von Hausgästen zusammen. Wir wurden mit ‚Hallo‘ begrüßt; und wie es so im allgemeinen üblich ist, wenn Musiker plötzlich in eine solche Gesellschaft geraten, hieß es auch hier: „Endlich bekommen wir Musik!“

In diesem Fall war nur unser Pianist bzw. Akkordeonist davon betroffen. Er packte auch sein Instrument aus und sorgte dafür, dass sich die schon etwas ausgelassene Stimmung noch steigerte. Schließlich wurden die Tische beiseite gerückt und es wurde getanzt, wodurch mein persönliches Erlebnis seinen Lauf nahm.

An einem langen Tisch, unweit von mir, saß ein Herr, ungefähr im fortgeschrittenen Alter und eine Dame, nach meiner Schätzung ca. 20-22 Jahre jung.

Er hatte seinen rechten Arm um ihre Schulter gelegt und versuchte, mit seiner linken Hand ihr Händchen zu ‚erhaschen‘.

Meine zurückhaltenden Beobachtungen erweckten in mir das Gefühl, dass ihr die Anschmiegsamkeit ihres Begleiters nicht sehr angenehm war. Vielleicht brauchte dieser für seine sonnige Urlaubszeit ein ‚schattiges‘ Plätzchen, oder aber er hatte den kriminalistischen Drang, die Dame zu ‚beschatten‘.

Unauffällig beobachtete ich weiter dieses Verhalten, bis sich meine steigende Neugier zur Aufklärung des Vorfalls drängte.

Ich ging an den Platz der beiden, fragte den Herrn höflich, ob er mir gestatte, mit seiner Frau zu tanzen. Er willigte, wenn auch nicht gerade ‚gutwillig‘, ein und ich tanzte mit der Dame.

Natürlich kamen wir ins Gespräch. Obgleich man sich in der Urlaubszeit meistens zuerst über schönes oder schlechtes Wetter, über gutes oder schlechtes Essen usw. unterhält, begann ich - um Zeit zu sparen - gleich mit einem anderen Thema:

„Wohnen Sie mit Ihrem Gatten bei uns im Hotel?“, fragte ich. „Nein“, sagte sie, „ich“ - wobei sie das Ich betonte - wohne im Strandhotel - und außerdem ist der Herr nicht mein Mann!“

Der Tanz war zu Ende. Ich bedankte mich bei der Dame und dem Herrn. Einen Tanz auslassend, bat ich jedoch wieder um den nächsten. Der Herr willigte ein, doch offensichtlich passte es ihm wohl nicht so recht.

„Tanzen Sie gern?“, fragte ich sie. „Oh, ja“, sagte sie, aber er kann wahrscheinlich nicht tanzen. Er drängt auch darauf zu gehen, um mich nach

Hause zu bringen, das möchte ich aber auf keinen Fall.“

Jetzt bestimmte mir mein ‚ritterliches Herz‘, die Dame vor dem ungewollten Geschehen zu schützen.

„Ich möchte Ihnen helfen“, sagte ich, „und mache Ihnen den Vorschlag, dass wir hier unauffällig verschwinden. Wir treffen uns unten am Strand. Ich erwarte Sie am Ende des Weges gleich neben dem Hotel“.

Sie war sofort mit meinem Vorschlag einverstanden. Es gelang uns auch bald, uns heimlich zu ‚Verdrücken‘, und wir trafen uns an der verabredeten Stelle. Die Nacht war warm und sternenklar.

Wir wanderten am Strand entlang und machten in einem Strandkorb eine Rast, um die Sterne zu beobachten und dem Rauschen des Meeres zu lauschen (für Kenner: ‚Kleine Serenade‘ - II. Satz Nottuorno).

Es dauerte nicht lange, da hörten wir zwei Männerstimmen. „Das ist er!“, sagte Regina - ihren Namen hatte ich inzwischen erfahren. Ich erkannte die „Stimme meines Herrn“. Was tun? Ein Weglaufen war nicht möglich.

„Komm“, sagte ich, „wir verstecken uns unter dem Strandkorb!“ Schnell und so leise wie möglich kippten wir den Strandkorb über uns, warteten mäuschenstill das weitere Geschehen ab.

Die Männerstimmen wurden stärker, aber flauten allmählich wieder ab. Unsere kleine Aufregung war vorüber. Wir richteten unseren Strandkorb wieder auf, waren aber von diesem Aufenthalt sehr erhitzt und brauchten eine Abkühlung. Jetzt schnell aus den Sachen heraus und hinein in die kühle Ostsee.

Es war herrlich erfrischend.

Da wir nichts hatten, um uns abzutrocknen und das Mondlicht keine Trocknungsfähigkeit besaß, mussten wir uns, so nass wie wir waren, in unsere Kleidung stürzen. Dann brachte ich Regina nach einer kurzen Rast zum ‚Ausruhen‘ zu ihrem Hotel.

Am nächsten Tag erzählte mir mein Chef, dass er seinen verärgerten Gast auf der Suche nach seinem ‚Schatten‘ leider erfolglos begleiten musste. - - -
Aber das nur so nebenbei!!

Trotzdem ist dieses kleine Intermezzo auch mit Musik sehr in Verbindung zu bringen. Man denke: ‚Die Entführung aus dem Hotel‘ (W.A. Mozart - KV 384).

Doch nun zurück ins Berufsleben!

Da es notwendig war, ein zweites zur Tanzmusik gehörendes Instrument zu spielen, kaufte ich mir ein Saxophon und nutzte die kurze Zeit der Erwerbslosigkeit, bei einem guten Saxophonisten Unterricht zu nehmen.

Dieser Unterricht war sehr erfolgreich. Es fiel mir nicht schwer, Saxophon blasen zu lernen. Allerdings muss ich dazu sagen, dass ich, ohne mich loben zu wollen, jeden Tag mit Abständen geübt habe.

Natürlich waren die ersten Ergebnisse meines Blasens mehr unangenehme Geräusche als Töne und für meine Nachbarn oder Umgebung bestimmt sehr störend. Um rechtzeitig Proteste gegen mein Üben abzuwenden, gab mir mein Lehrer eine schnelle erfolgreiche Ausweichmöglichkeit:

„Machen Sie den Kleiderschrank auf“, sagte er, „stecken Sie das Saxophon zwischen Ihre Kleidung und halten Sie lange Töne aus. Es festigt den Ansatz und sorgt für eine saubere Intonation!“

Diesem Rat bin ich auch gefolgt, was ich meinen jungen Bläsern auch heute noch sehr empfehlen kann.

Jedenfalls kam ich auf dem Saxophon so weit voran, dass ich in unserem neuen Engagement schon einige Schlager auf diesem spielen konnte. Meine Perfektion verbesserte sich sehr schnell. Ich war später sehr glücklich, für die Tanzmusik anstelle meiner Geige das Saxophon nehmen zu können.

Unser Kollege Lesnicki wollte das Winterengagement nicht annehmen. Wir brauchten also einen anderen Pianisten.

Unserem Alter entsprechend, fanden wir nach kurzer Zeit einen neuen Kollegen - Heinrich S c h a d e, - Heini, wie er sich nannte, war ein ausgezeichnete Pianist und Hornist.

Er hatte so große Pranken, dass er ohne Schwierigkeiten eine Dezime auf dem Klavier greifen konnte. Außerdem war er mir eine große Hilfe.

Bei Stücken, in denen es technische Stellen gab, für die mein Können auf der Geige nicht ausreichte, spielte er meine Stimme mit und führte mich so über die ‚gefährlichen Klippen‘ hinweg.

Heinz musste wohl auch sehr gut das ‚Partiturspielen‘ beherrscht haben; wofür ein normal gebauter Mensch an manchen Stellen vier Hände gebraucht hätte, um alle wichtigen Stellen spielen zu können, schaffte er es allein.

Das neue Engagement führte uns nach ‚Friedeberg in der Neumark‘, unweit von Landsberg a. d. Warthe.

Friedeberg war eine Kleinstadt mit ungefähr 6000 Einwohnern. Für uns Großstädter ein ungewohnter Aufenthalt. Wir spielten im einzigen Kaffee des Städtchens: ‚Kaffee Birne‘ nach dem Besitzer genannt.

Das ganze Engagement war für uns nicht sehr erfreulich und blieb auch sehr unpersönlich mit der ganzen Familie. Ganz im Gegensatz zu der schönen

Zeit auf Hiddensee. Wir hatten hier auch keine Lust, in unserer Freizeit zu proben!

Nur Heini ging in den Kohlenkeller, es war der einzige Raum, den er zum Hornüben nutzen durfte.

Vielleicht waren die Menschen in dieser Zeit durch die ungewisse politische Lage in Deutschland und die kommenden Ereignisse - wie ‚Machtübernahme‘ usw. in Unruhe und dadurch stark beeinflusst.

Jedenfalls waren wir froh als das Engagement zu Ende war und wir wieder nach Berlin fahren konnten.

Schnell vergingen die Urlaubswochen bis zur dritten Reise nach Hiddensee. In diesem Jahr konnten wir uns auch als ‚Bläser-Trio‘ engagieren lassen.



Heini arrangierte kleine Stücke und Volkslieder für drei Bläser: Horn, Trompete und Saxophon.

Als ‚Bläser-Trio‘ machten wir es uns zur Aufgabe, unsere Hausgäste bei ihrer Abreise am Hafen mit ‚Blasmusik‘ zu verabschieden.

Neben dem traditionellen Abschiedslied ‚Muss i denn‘ spielten wir den Abreisenden, je nach vorheriger ‚Kontaktaufnahme‘, ein passendes Abschiedslied: z.B. ‚Weh, dass wir scheiden müssen, lass dich noch einmal küssen‘, oder ‚Drum Brüder wir trinken noch Eins‘, u. a.

Mit Begeisterung (manche Gäste vielleicht auch ohne) aber tränenden Augen ‚schifften sie sich danach ein und stachen in See‘, wie es in der Fachsprache der Seeleute heißt. Unser ‚Bläser-Trio‘ hat sich jedenfalls bestens bewährt.

Eine besondere Begegnung ganz anderer Art erlebten wir an einem Vormittag.

Heini und ich übten das Horn-Trio von Johannes Brahms (für Klavier, Horn und Violine). Ein Herr kam zu uns, stellte sich vor und fragte, ob wir mit ihm zusammen das Trio musizieren würden. Er war Solohornist des Dresdner Staatsorchesters.



Natürlich willigten wir ein, vorausgesetzt, dass er mit unseren Leistungen zufrieden sein würde.

Am nächsten Vormittag trafen wir uns und probten drei Stunden das Horn-Trio, ein Werk, das wegen der Besetzung und der Schwierigkeit - besonders für den Klavier- und Hornpart - nicht oft gespielt wird. Unser ‚Kollege‘ war mit unseren Leistungen sehr zufrieden und wir sehr glücklich darüber, einmal ein solches Werk gespielt zu haben!

Wenn ich am Anfang meiner Erzählung von meiner Verbundenheit mit Land und Leuten der Insel Hiddensee sprach, so möchte ich nicht versäumen, euch - meine lieben Freunde - doch noch etwas mehr davon zu erzählen. Das alles hängt letzten Endes auch mit meinem ‚Musikerdasein‘ zusammen!

Wir wohnten in diesem Jahr in der ‚Heiderose‘. Die Pension und das Restaurant ‚Heiderose‘ waren ein Familienbetrieb. Der Chef des Hauses - Herr Paul Krüger und seine Frau - hatten acht Söhne und zwei Töchter.

Alle - bis auf einen Sohn, der Maschinist auf der ‚Swanti‘ war und dem Jüngsten, der noch zur Schule ging - arbeiteten im oder für den Betrieb.

Sie hatten einen entsprechenden Beruf erlernt, z. B. Gärtner, Bäcker und Konditor, für das leibliche Wohl, Maler und Tischler für den handwerklichen Bedarf des Hauses.

Mutter Krüger war die Küchenchefin, die älteste Tochter als ‚kalte Mamsell‘ und die jüngere an der Ausgabe tätig. Vater Krüger stand hinter der Theke und der älteste Sohn war der Oberkellner.

Durch unser ständiges Wohnen im Hause gehörten wir vom ersten Tage an zur Familie und waren nicht die ‚Angestellten‘.

Natürlich waren wir unter diesen Umständen bereit, uns zu revanchieren, indem wir - wenn es erforderlich war - auch ein oder zwei Stunden außerhalb der vereinbarten Dienstzeiten spielten.

Oder wenn der große Saal jeden zweiten Sonnabend nach Feierabend gewischt und gebohnt wurde, schwangen wir den Bohnerbesen, denn Bohnerapparate gab es zu der Zeit noch nicht. Oft saßen wir abends nach Feierabend im Familienkreis und mit den Hausgästen zum gemütlichen Abschluss des Tages zusammen.

Mit einem solchen Abend fing mein zweites Intermezzo an.

Ich bitte euch, meine Freunde, meine rein privaten ‚Intermezzi‘ ganz für euch zu behalten und nicht weiterzuerzählen. Dies könnte von manchen Leuten als ‚unmoralisches Leben‘ der Musiker gehalten werden. Ich möchte nicht, dass dieser Eindruck entsteht. Da Ihr aber alle selbst Musiker seid, zähle ich auf Euer Verständnis und berichte weiter!!

Meine ‚ausgeprägte‘ Hilfsbereitschaft sollte nach einem solchen gemütlichen Familienabend in die Tat umgesetzt werden. In diesem Fall musste ich meine oft erprobte psychologische Therapie anwenden!!!

Zwei oder drei Tage zuvor machte ich eine - wohlbemerkt - unbeabsichtigte Beobachtung.

In unserer Pension wohnte ein nicht mehr ganz junges, wie ich später erfuhr 26 Jahre altes Mädchen, als ‚Alleingast‘. Ich sah sie häufig traurigen Blickes und hängenden Kopfes im Garten spazieren gehen oder mutterseelenallein am weitläufigen Ostseestrand liegen. Das berührte mein weiches Herz schon ein wenig.

Das aber nur nebenbei!

Am gesagten Abend saß sie also auch in unserer fröhlichen Runde.

Offensichtlich war ihr Verhalten etwas aufgelockert und sie - wie ich nach meiner Beobachtung annahm - von ihrer Depressionsphase befreit. Plötzlich aber stand sie ernstem Blickes auf und verließ unsere Gesellschaft. An und für sich nichts weiter von Bedeutung, denn jeder von uns kann plötzlich von einem dringenden Bedürfnis befallen werden.

Was aber auffallend war, sie nahm nicht den Weg in ihr Zimmer, sondern ging in den dunklen Garten.

Geraume Zeit verging, einige Freunde unserer Tafelrunde verabschiedeten sich schon. Wie eine Eingebung fiel mir plötzlich der von unseren längst verschiedenen geistigen Brüdern (Goethe, o. a., - ich weiß es nicht mehr so genau) geprägte Satz ein: ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut‘ - und mein Inneres befahl mir, dem Folge zu leisten.

Zumal der Ältteste unserer Familie die Andeutung machte: „Man muss sich um das ‚arme Ding‘ einmal kümmern“.

Dem Zwang gehorchend, nicht dem Triebe, stand ich auf, den Rest der Gesellschaft verlassend und ging in den Garten.

Die Dunkelheit umfing mich. Ich wusste, dass im Garten ein dicker Baum mit einer Rundbank darunter stand. Ich tastete mich langsam hin, bis ich ‚Sie‘ selber betastete.

„Entschuldigung“. Eine Weile saßen wir stumm wie die Fische in der Ostsee nebeneinander. Ich suchte nach einem Gespräch und sagte: „Wollen Sie nicht schlafen gehen, es ist schon spät?“ „Ach, nein“, erwiderte sie.

„Es ist auch sehr kühl. Sie werden sich erkälten“. „Na, ja, ein wenig kühl ist es schon“, sagte ich daraufhin, „wenn Sie noch sitzen bleiben wollen, dann darf ich Sie, um Sie zu wärmen, in meinen Arm nehmen?“ „Ja, bitte!“ - war ihre Antwort, wir rückten etwas näher zusammen und ich legte meinen Arm leicht um ihre Schultern.

Ob es die Erwärmung oder Berührung machte, weiß ich nicht - aber sie fing an zu reden. „Ich komme aus Kiel, mein Name ist ‚Erdmute‘!“ „Und ich heiße Helmuth“, sagte ich.

In diesem Moment drängte sich mir gleich wieder ein musikalischer Gedanke auf. Ich dachte an ‚Orpheus und Eurydike‘ – ‚Tristan und Isolde‘ und an unsere rein arischen, germanischen Namen ‚Helmuth und Erdmute‘.

Das wäre doch auch ein schöner Titel, wenn ich einmal eine Oper schreiben sollte. Aber dafür musste ich Stoff für das Libretto sammeln.

Ich verstieß diese Gedanken und gab mich wieder ganz ihrer Erzählung hin. „Mein Vater ist Gastwirt einer Kantine in Kiel“, fuhr sie fort. „Oh“, sagte ich, „dann sind wir ja im weitläufigen Sinne berufsverwandt“.

„Das verstehe ich nicht“, sagte sie. „Na, sieh mal“, sagte ich, bewusst das vertrautere ‚Du‘ gebrauchend, um unsere Unterhaltung ein wenig freundlicher zu gestalten. „Gastwirte und Musiker haben immer etwas miteinander zu tun: entweder in freundlicher oder unfreundlicher Weise. Mit deinem Vater bestimmt in freundlicher Weise“.

„Wie kannst Du denn so etwas annehmen“ - jetzt sagte sie plötzlich auch ‚Du‘ zu mir, ‚du kennst ihn doch gar nicht!“ „Aber wenn er so nett ist wie du, dann kann ich es mir vorstellen!“ -

Doch jetzt begann etwas Schreckliches. Ein böser Geist in Form eines Platzregens unterbrach unsere Unterhaltung. Ein Weilchen saßen wir noch unter dem regenschützenden Baum, doch der Regen wurde stärker.

„Ich glaube, wir müssen doch versuchen, ins Haus zu kommen“, sagte ich.

In der Gaststube war es längst dunkel geworden, Obgleich wir uns beeilten, waren wir doch bis auf die Haus nass, als wir im Haus ankamen.

„Bis morgen Erdmute“ – „Bis morgen, Helmuth, gute Nacht“.

Sie ging in ihr Zimmer und ich schlich mich in unser Zimmer.

Schleichen insofern, als wir für drei Wochen in einem Zimmer in der Privatwohnung unseres Chefs untergebracht waren, wodurch unsere ‚Freiheit‘ etwas beeinträchtigt wurde.

Am nächsten Morgen trafen wir uns am Strand. Erdmute machte einen sehr freundlichen Eindruck und strahlte über ihr ganzes Gesicht, als sie mich kommen sah. Sie hatte sich schon eine ‚Strandburg‘ gebaut, in der wir uns vom Winde nicht verwehen ließen, sondern aufhielten.

„Hast du gut geschlafen?“ , fragte ich sie. „Danke, sehr gut, nur das

Ausziehen der nassen Sachen war doch ziemlich schwierig, sagte sie!“ Ich entschuldigte mich, dass ich sie einfach so klitschnass in ihr Zimmer habe gehen lassen ohne ihr behilflich gewesen zu sein.

„Ach, das macht doch nichts“, sagte sie, „vielleicht ein anderes Mal, es ist ja noch nicht aller Tage Abend“.

Rückblickend auf den gestrigen Abend dachte ich in meiner jugendlichen Naivität nur an den schrecklichen Platzregen und wollte ihn nicht noch einmal erleben. Die Unrichtigkeit meiner naiven Gedanken klärte sich noch am gleichen Abend auf.

Dieser war für uns dienstfrei. Nach meinem Neuendorf-Besuch war ich gegen 10.30 Uhr zu Hause.

Im Gastzimmer saßen noch unser Juniorchef Paul, meine Kollegen und Erdmute. Ich setzte mich zu Ihnen, bestellte etwas zu trinken und wir erzählten von unseren Erlebnissen des Tages. Nach einiger Zeit sagte Paul zu uns: „Ich gehe jetzt schlafen. Es ist alles abgeschlossen und Ihr macht nachher das Licht aus! Gute Nacht!“

Kurze Zeit später verabschiedeten sich auch meine Kollegen. „Ich komme auch gleich“, sagte ich. „Ja, ja, ist gut“, sagten sie mit grinsenden Gesichtern und zogen ab.

Nun saß ich mit Erdmute allein da. Sie erzählte mir noch, wie sie den Nachmittag verlebt hatte. „Ich glaube, wir müssen auch langsam ins Bett gehen“, sagte ich.

„Ja“, sagte sie, „ich bin aber gar nicht müde. Ich kann bestimmt nicht einschlafen oder wie jede Nacht, nur sehr schlecht schlafen“.

Jetzt sah ich in Erdmute wieder meine ‚Patientin‘ und fühlte mich verpflichtet, meine angefangene Therapie fortzusetzen.

„Ich bringe Dich ins Bett, es ist spät genug“, sagte ich. Sie war sofort damit einverstanden.

Wir gingen in ihr Zimmer. „Du darfst aber nicht gehen, bevor ich eingeschlafen bin!“ „Aber nein“, sagte ich und sah in ihre ängstlichen braunen Augen. „Kann ich dir heute beim Ausziehen behilflich sein, auch wenn Deine Kleider trocken sind?“, fragte ich. „Aber gern“, sagte sie mit lächelnder Miene, als wäre sie von einer Befürchtung befreit.

Schnell half ich ihr, ihre Sachen abzulegen und steckte sie ins Bett. Um ihr die Sicherheit zu geben, dass ich bei ihr bliebe, bis sie eingeschlafen war, zog ich mich auch aus und legte mich zu ihr ans Bett. Nach einem ‚Wortgeplänkel‘ schliefen wir dann ‚Hand an Hand, Bein an Bein, beide

seelenruhig ein!¹

Ich musste nur daran denken und darauf achten, vor Sonnenaufgang in meinem Zimmer zu sein.

Da ich bemerkte, dass die Anwendung meiner psychologischen Therapie erfolgreich war, setzte ich sie bis zu Erdmutes Abreise fort.

Als wir uns am Dampfer verabschiedeten, bemerkte ich einen leichten Rückfall in ihre Depression. Ich glaube aber, sie hat den Zustand durch meine Behandlung doch schnell überwunden. Jedenfalls habe ich von ihr nichts mehr gehört.

Aber, meine lieben Freunde, selten geht alles glatt im Leben. So gab es auch einen Zwischenfall während der Behandlung meiner Patientin, der für mich unangenehme Folgen hätte haben können.

Das möchte ich Euch noch kurz erzählen:

Erdmutes Zimmer lag im Parterre an einem langen Gang, der zum hinteren Ausgang des Hauses führte. (Das für euch nur zum besseren Erkennen meiner etwas peinlichen Situation!)

Es war schon Tag, als ich ihr Zimmer verließ. Sie schloss hinter mir ihr Zimmer ab. Plötzlich hörte ich Schritte auf der Treppe. Was sollte ich tun? Zurück war zeitlich nicht möglich, genauso wie vorwärts ins Gastzimmer zu laufen. Jeder ‚Fluchtweg‘ war mir abgeschnitten.

Ich kauerte mich - nur mit Unterwäsche bekleidet, die übrigen Sachen über dem Arm - in die tiefste Ecke unter der Treppe in der Hoffnung, nicht bemerkt zu werden. DENKSTE!!

Ein Herr, ein mir noch unbekannter Gast, ging an mir vorbei, drehte sich aber noch einmal um und entdeckte mich natürlich.

Vor Schreck erstarrt, blieb er stehen und sah mich mit starren Augen an. Meiner Meinung nach stand er, nach seinem körperlichen Zustand zu urteilen, kurz vor einem Herzinfarkt.

Ich versuchte, ihm durch Handzeichen und Gesten verständlich zu machen, dass er sich ruhig verhalten möchte, um die anderen Gäste nicht im Schlaf zu stören. Daraufhin ging er schweigend zur Tür hinaus.

Ich wollte ihm noch nachrufen: „Tief durchatmen!“ aber ich unterließ es dann doch, auch, um die Schlafenden nicht zu stören.

Am nächsten Tag erwartete ich von unserem Chef den ‚freundlichen Rat‘, doch besser in meinem Bett zu schlafen als unter der Treppe. Aber dieser Rat blieb mir erspart.

¹ Nur des guten Reims wegen eingesetzt

Als ich den erschreckten Gast später traf, grüßten wir uns freundlich. Er lächelte verschmitzt, was ich als volles Verständnis für unsere morgendliche ‚Begrüßung‘ annehmen konnte.

Aber das nur so nebenbei, meine Freundinnen und Freunde!

Von einem Erlebnis ganz anderer Art wiederum möchte ich Euch jetzt berichten.

Wie an fast allen dienstfreien Tagen besuchte ich auch an dem Tag, von dem meine jetzige Erzählung handelt, die Familie Hütteberg in Neuendorf.

Gegen 11.00 Uhr nachts verabschiedete ich mich und machte mich auf den Weg zur "Heiderose". Als ich zur Tür heraus trat, empfing mich ein eigenartiges Licht. Es war trotz der nächtlichen Dunkelheit fast taghell. Ich konnte aber weder meinen Weg noch - wie man sagt - die Hand vor Augen sehen.

Ich lief nichts sehend los. Oft kam ich vom Wege ab und stand mitten in der Heide oder vor einem Zaunpfahl.

Plötzlich tauchte dicht vor mir eine dunkle Gestalt auf, die ich dann durch eine Berührung als Baum erkannte. Es war wirklich ein gespenstischer Weg. Normalerweise läuft man von Neuendorf bis zur ‚Heiderose‘ ca. 25 Minuten. Ich brauchte in dieser Nacht mehr als eine Stunde und war froh, als ich das Haus erreicht hatte.

Als ich am nächsten Tag von dem Erlebnis erzählte, stellte sich heraus, dass dieses für die Inselbewohner nichts Besonderes war.

Das erklärte sich so:

Dichter Nebel wurde von dem darüber stehenden Mond bestrahlt, wodurch das eigenartige Tageslicht entstand. Für mich war es jedenfalls ein einmaliges Erlebnis.

Weitere ‚besondere Vorkommnisse‘ sind aus der übrigen Spielzeit nicht zu berichten. Wir spielten unsere ‚Naht herunter‘, brachten die ‚Volksmenge‘ beim Tanzen ins Schwitzen und verbrachten unsere dienstfreien Tage jeder nach eigenem Belieben - mit Lust und Liebe.

Nach dem üblichen ‚Abschiedsball‘ und einem neuen Vertrag für die nächste Saison in der Tasche reisten wir ab. Auf Wiedersehen im nächsten Jahr!!!

Das Winterhalbjahr 1933/1934 hatte für mich eine besondere Bedeutung. Es war der Anfang zur Veränderung meines späteren ‚Berufslebens‘.

Doch davon will ich später erzählen.

Zunächst lief alles so wie in den vergangenen Jahren. Wir hatten in diesem Jahr drei unterschiedliche Engagements. Über die Verschiedenheiten möchte ich im Einzelnen berichten; ich glaube, es könnte für euch von Interesse sein.

Fast jährlich wechselten wir unseren Pianisten, so auch in diesem Jahr. - Der Volksmund würde dafür den Ausspruch gebrauchen: „Wie man das Hemd wechselt!“ - das trifft natürlich in diesem Fall nicht zu. Wir wechselten unsere Hemden, nach Junggesellenart, mindestens alle vierzehn Tage oder auch - je nach Bedarf - öfter. Aber das nur so als Anmerkung.

Zurück zu unseren Engagements.

Das erste war in einem Kaffee in der Elsässer Straße nahe dem Oranienburger Tor. Nach der Anzahl der Gäste zu urteilen, die das Kaffee besuchten, hätte es eher „Trauerhaus“ heißen müssen.

Ein tragikomischer Zwischenfall als Beweis dafür.

Eines abends, es war schon 23.00 Uhr und noch k e i n Gast in Sicht, stand der Chef mit finsterner Miene und etwas verzweifelterm Gesichtsausdruck hinter seinem Buffet, offensichtlich in der Hoffnung, wenigstens die Gage für uns (6 RM pro Kopf) einzunehmen.

Plötzlich muss ihm, nach seiner Meinung, ein rettender Einfall gekommen sein. Er sagte zu uns: „Nu machen Se mal een bißken Stimmung, meine Herren!“

Zwischenbemerkung: 'Mach mal Stimmung in einem Trauerhaus!'

So eigenartig wir es fanden, die leeren Tische und Stühle in Stimmung zu bringen, versuchten wir es doch. Mein Kollege am Schlagzeug und ich sangen durch unsere Megaphone lauthals und unisono: „Ich küsse ihre Hand, Madame“ oder „Waldeslust, oh wie einsam schlägt die Brust!“

Vielleicht auch etwas anderes, ich weiß es nicht mehr genau. Jedenfalls blieb der Erfolg unserer „Stimmungsmasche“ leider aus.

Gegen 01.00 Uhr kamen noch ein paar „Spätgäste“. Dadurch wurde wenigstens unsere Gage gerettet und unsere Dienstzeit von 20.00 Uhr bis 03.00 Uhr voll eingehalten. Dieses Engagement ging auch nach einem Monat zu Ende.

Das zweite Engagement war im Restaurant „Oberbayern“ in der Friedrichstraße. Hier spielten wir nur wöchentlich vier Tage von Donnerstag bis Sonntag.

Es war ein großes ‚Etablissement‘. In dem im Parterre gelegenen Saal ging es echt ‚bayrisch‘ zu. Ein echtes bayrisches Blasorchester in der Besetzungstärke von wenigstens 15 Musikern spielte lautstark bayrische Folklore.

Rundliche, vollbusige, echte Berliner ‚Bayernmadln‘ schleppten Maßkrüge an die Tische oder gingen mit umgehängten kleinen Obstlerfässern und dem dazugehörigen Radi durch die Tischreihen.

Jeden Abend herrschte hier echte Oktoberfeststimmung. Natürlich auch mit dementsprechender Lautstärke.

In der oberen Etage befand sich der Saal für die tanzfreudige Jugend. Hier machten wir unsere Tanzmusik. Obwohl unser kleines ‚Tanzorchester‘ jetzt aus 6 Musikern bestand, waren wir - wenn unten die richtige ‚Gaudi‘ los war, manchmal nicht zu Tone gekommen.

Das Ganze war genau das Gegenteil von unserem vorigen ‚Trauerhaus‘. Diese Erlebnisse und Berufserfahrungen brachten mir die Worte meines Vaters in Erinnerung:

„Ob ich dabei glücklich sein würde, täglich von 20.00 Uhr bis 05.00 Uhr im Kaffeehaus spielen zu müssen und die Gäste vielleicht nicht einmal zuhören!“ - Ja, und nun war ich soweit!!

Abgesehen von den schönen Monaten unseres Engagements auf Hiddensee war ich ‚satt‘ von dieser Art des Musikerberufes. Aber wie sollte sich das ändern? Mein Wunsch, einmal in einem guten Sinfonieorchester zu spielen, war immer noch stark, sogar noch stärker geworden, ich war fest entschlossen, diesen Beruf nicht aufzugeben.

Da schaltete sich mein Schicksal oder Glück - ganz gleich wie man es nennen will - ein.

Mit meinem ehemaligen Schulmusiklehrer stand ich immer in freundlicher enger Verbindung. Wenn ich zwischen meinen Engagements Zeit hatte, machten wir in seinem Hause die früheren Quartettabende.

Ich erzählte ihm von meinen Überlegungen über meinen jetzigen Beruf den ich ein Leben lang n i c h t ausüben wollte. Als wir beim nächsten Mal zusammen kamen, sagte er mir:

„Ich habe Dich bei meinem ehemaligen Geigenlehrer - Herrn Otto N I K I T I T S - zu einem Gespräch mit ihm angemeldet. Er wird Dir vielleicht helfen oder einen guten Rat geben können. Nimm gleich Deine Geige mit, vielleicht solltest Du ihm etwas vorspielen“.

Ich ging also innerlich etwas aufgeregt aber mit neuen Hoffnungen zur verabredeten Zeit zu Herrn Nikitits.

Er war ein etwa 55jähriger, sehr freundlicher Herr. Wir sprachen über meine

jetzige berufliche Tätigkeit und meine Zukunftspläne.

„Sie haben Ihre Geige bei sich, wollen Sie mir etwas vorspielen?“ fragte er mich. „Was soll ich spielen“, antwortete ich. Herr Nikitits meinte: „Es ist egal, spielen Sie, was Sie wollen“.

Ich spielte, das weiß ich heute noch ganz genau, die Kreutzer-Etüde Nr. 13 A-Dur vor. Er äußerte sich nicht zu meinem Spiel, sagte mir aber: „Wenn Sie wollen, können Sie zu mir zum Unterricht kommen“.

Ich bedankte mich, und wir vereinbarten gleich den ersten Unterrichtstermin. Glücklicherweise ging ich nach Hause.

Wenn ich euch, meine lieben Freunde, nun viele Einzelheiten meines Ausbildungsweges erzähle, so will ich damit ausdrücken, dass ich noch heute glücklich und dankbar bin, in meinem Lehrer einen so herzlichen und verständnisvollen Menschen gefunden zu haben.

Meine erste Unterrichtsstunde kam heran.

Sie begann mit: Flesch: Scalen-System, Sevcikk: Bogenstrich- und Doppelgriff-Studien sowie einer Kreutzer-Etüde.

Herr Nikitits und ich unterhielten uns noch ein Weilchen über meine jetzige berufliche Tätigkeit.

„Haben Sie jetzt ein Engagement“, fragte er mich. „Nein, im Augenblick nicht, aber am 1. Februar fange ich in einem Konzertkaffee an“, antwortete ich.

„Und wie ist Ihre Arbeitszeit?“ „Täglich von 20.00 Uhr bis 3.00 Uhr - Herr Nikitits“.

„Oh, das ist ja sehr lange und anstrengend. Meinen Sie, dass Sie dann noch zum Üben kommen?“ „Ja, das ist für mich selbstverständlich und das Wichtigste!“ „Na, dann versuchen Sie es einmal, ich wünsche Ihnen viel Erfolg. Dann bis zum nächsten Mal - Auf Wiedersehen!“ „Auf Wiedersehen und vielen Dank!“ erwiderte ich.

Vierzehn Tage hatte ich Zeit bis zum Anfang unseres Engagements. Ich nutzte die Zeit und übte so viel ich nur konnte.

Meine nächste Unterrichtsstunde war sehr erfolgreich für mich. Mein Lehrer war mit meinen Leistungen sehr zufrieden.

„Ich habe noch viel über Sie nachgedacht“, sagte er. „Wenn Sie im Kaffeehaus spielen, brauchen Sie auch das entsprechende Repertoire. Ich besorge Ihnen zur nächsten Stunde Sarasates ‚Zigeunerweisen‘ und damit fangen wir an!“

„Oh, Gott, dachte ich, das schaffe ich nie!“

Bezüglich des Kaffeehaus-Repertoires möchte ich noch etwas anmerken. Hier konnte man hervorragende Musiker hören.

Von einem Beispiel möchte ich erzählen.

Mein Lehrer empfahl mir, einen italienischen Geiger im ehemaligen großen ‚Kaffee B E R L I N‘ in der Budapester Straße gegenüber der Gedächtniskirche anzuhören.

Der Geiger leitete ein Ensemble von acht Musikern. Ihr Repertoire reichte von kurzen einfachen Unterhaltungsstücken bis zu den größten Violinkonzerten.

Der Geiger selbst spielte alles auswendig. Ich glaube, dass die meisten Gäste des Kaffees Musiker waren. Man konnte auch Musikwünsche bestellen.

So hörte ich einmal den ersten Satz aus dem Bruch-Konzert. Bei diesen Werken wurde der Geiger dann nur von seinem Pianisten begleitet.

Was Geiger nun besonders interessieren würde, war eine Schnell-Polka. Der Titel ist mir leider nicht mehr in Erinnerung. Bemerkenswert war die enorme Bogentechnik dieses Geigers.

Der erste Satz bestand durchgehend aus Sechzehntelnoten. Er spielte den ersten Teil auf einem Bogenstrich im Abwärts-Staccato und die Wiederholung im Aufstrich.

Wenn er spielte, herrschte im vollbesetzten gesamten Kaffee absolute Ruhe wie in einem Konzertsaal. Klapperte jedoch jemand einmal versehentlich mit der Kaffeetasche, wurde laut zischend um Ruhe gebeten.

Jedenfalls war dieser Kaffeehausbesuch immer ein Erlebnis. Und ich bedauere, dass diese Art der Unterhaltungsmusik in unseren Kaffeehäusern und Restaurants heute so gut wie ‚gestorben‘ ist. Man wird allenfalls noch aus einer Ecke, in der ein Lautsprecher hängt, mit Konservenmusik berieselt.

Doch nun schnell noch einmal zurück zu meinem Unterricht.

Meine technischen Fähigkeiten verbesserten sich schnell. Die ‚Zigeunerweisen‘ hatte ich auch ‚drauf‘, öffentlich zu spielen.

Inzwischen begann unser Engagement in einem ‚Konzert-Kaffee‘. Wir hatten uns dafür durch häufige Proben gut vorbereitet. Zum Probespiel, was damals üblich war, spielten wir unser Programm auswendig, was unserem Chef sehr imponierte.

Die Bezeichnung ‚Konzert-Kaffee‘ möchte ich hier noch einmal besonders erwähnen, um vor der bald folgenden Umwandlung des Etablissements zu erzählen.

Dieses Konzert-Kaffee wurde gleichzeitig mit dem Beginn unseres Engagements neu eröffnet.

Da in unmittelbarer Nähe viele Theater waren, - Karlstraße, Schumannstraße, Schiffbauerdamm usw. - ging unser Chef von dem Gedanken aus, dass neben den vielen Vergnügungstätten in der Friedrichstraße für die Theatergäste ein ruhiges Kaffee als Ausklang nach dem Theaterbesuch angebracht oder

vielleicht sogar erwünscht wäre.

Dementsprechend war das Kaffee auch ausgestattet. Zwei große Kronleuchter, schön verzierte Wandleuchten usw. strahlten und ließen die Atmosphäre eines ruhigen Konzert-Kaffeehauses aufkommen.

Einige Gäste besuchten dann auch nach dem Theaterbesuch unser Kaffee aber für die Existenz des Kaffees waren die Einnahmen zu gering.

Die Friedrichstraße war eben zu der damaligen Zeit die Vergnügungsstraße wie es heute vielleicht der Kurfürstendamm ist.

Außerdem war sie eine viel ‚belaufene‘ Straße von ‚VEREINSAMTEN‘ Damen-

Der Gedanke unseres Chefs, ein solides Konzert-Kaffee zu erhalten, schlug fehl. Das Kaffee musste ‚umfunktioniert‘ werden, damit nun auch vergnügungslustige Gäste zu erwarten waren.

Der erste Schritt bestand darin, die strahlenden Kronleuchter auszuschalten und nur die Wandleuchten brennen zu lassen.

Nach ungefähr einer Woche wurden auch noch die hellen Glühbirnen der Wandleuchten durch bunte ausgewechselt. So entstand eine warme, intime Atmosphäre.

Auch wir mussten unser Musikprogramm von der Unterhaltungsmusik auf Schlager und Tanzmusik umstellen. Es durfte zwar offiziell nicht getanzt werden, aber wenn die allgemeine Stimmung es mit sich brachte, konnte man auch ein Tänzchen wagen.

Diese ganze Umstellung war jedenfalls erfolgreich, das Kaffee war immer gut besucht, u.a. kamen auch die ‚vereinsamten‘ Damen mit ihren sie tröstenden Herren.

Nachdem wir durch ihren täglichen Besuch mit den Damen näher bekannt wurden, mussten wir ihnen nach Wunsch auch ihre beliebtesten und oft erbetenen Weisen vorspielen.- (Z. B. kam eines Abends eine Dame zu mir und sagte: „Hör' mal zu, Kleiner, wenn ich morgen mit meinem Herrn komme, dann spielt Ihr mir das Wolga-Lied vor, es soll nicht umsonst sein! Alles klar?“).

Natürlich war alles klar!! Wir wurden auch selbstverständlich von dem Herrn entlohnt.

Genau so wurden wir auch zu reichlichen Cognac-Lagen eingeladen. Oft waren es so viele, dass wir unseren Dienst nicht bis zum Schluss durchgehalten hätten.

Nach Absprache mit unserem Chef wurde schnell Abhilfe geschaffen. Wir bekamen statt Cognac gleichaussehenden Tee und nach Dienstschluss natürlich das Bargeld zu seinem Selbstkostenpreis ausgezahlt. Doch es kam uns auf alle Fälle finanziell und auch gesundheitlich zugute.

Das Geschäft ging gut, die Einnahmen stiegen, für unseren Boss scheinbar aber noch nicht genügend.

Seine für ihn geniale Idee bestand in dem ‚Knüller‘, in seinem ehemaligen ‚Konzert-Kaffeehaus‘ den Frühbetrieb einzuführen. Das heißt, das Kaffee war

offiziell von 06.00 Uhr bis 09.00 Uhr zusätzlich geöffnet.

Auch wir waren natürlich von dieser Neuerung betroffen. Wir spielten also von 20.00 Uhr bis 03.00 Uhr und nach einer dreistündigen Pause von 06.00 Uhr bis 09.00 Uhr!

Es gab ein Lokal nur für die Gastwirtsangestellten, die sich nun bis zur ersten Möglichkeit, nach Hause fahren zu können, hier aufhielten.

Da es sich für uns zeitlich nicht lohnte, nach Hause zu fahren, verbrachten wir unsere Pause auch dort, aßen etwas und machten auch manchmal ein kleines Nickerchen am Tisch bis wir ab 06.00 Uhr wieder für Stimmung sorgten.

Die ‚Frühgäste‘ waren natürlich ausschließlich von der Nacht Übriggebliebene, die wir wieder aufmuntern und in ihre nächtliche Stimmung zurückversetzen sollten.

Vielleicht, meine Freunde, könnt Ihr Euch vorstellen, wie anstrengend dieses Engagement war. Ich musste ja auch noch für meinen Unterricht üben. Da blieb also nicht viel Zeit zum Schlafen übrig.

Einen Monat hielten wir durch, dann gaben wir Ende April das einmalige Engagement auf.

Für mich war es auch das letzte tägliche Engagement im Kaffeehaus, abgesehen von der weiterhin bleibenden Saison-Spielzeit auf Hiddensee.

Die kurze Zeit der Erwerbslosigkeit wurde durch ‚Tingeleien‘ (heute sagt man ‚Mucken‘) gut überstanden. Ende Mai fuhren wir wieder nach Hiddensee.

Wir wohnten wieder in der ‚Heiderose‘ bei unserer Familie Krüger.

In diesem Jahr hatten wir eine zweite Dienststelle im ‚Hotel am Meer‘ in Neuendorf, dem östlich gelegenen Ort der Insel.

Wie schon erwähnt, machte ich hier meine erste Bekanntschaft mit der Insel und den Neuendorfern. Neuendorf wäre für mich fast oder beinahe zu meiner zweiten Heimat geworden. Es ist aber trotz aller ‚LIEBE‘ - zum Ort natürlich - (verstehst sich) bei einer guten Freundschaft geblieben, die heute noch teilweise besteht.

Wir spielten im ‚Hotel am Meer‘ jeden Mittwoch- und Sonntagabend. Unsere Arbeit war, wie in jeder Saison, erfolgreich und hat uns Spaß gemacht. Von besonderen Ereignissen während dieser Saison habe ich nicht zu berichten. –

Doch ganz ohne einen Zwischenfall ging scheinbar keine Saison vorüber. Es passierte mir persönlich und darum möchte ich Euch diesen Zwischenfall auch erzählen. Wenn diese Geschichte auch etwas zweifelhaft erscheint, so ist sie doch eine wahre Geschichte!

Also, hört zu! - Alle Geschichten fangen mit den Worten: ‚Es war einmal...‘ an. So auch diese, nur dass ich dazu sagen muss ‚es war einmal‘ - an einem Sonntagabend.

Nachdem wir unseren Nachmittagsdienst in der ‚Heiderose‘ hinter uns hatten, ging es um 20.00 Uhr im ‚Hotel am Meer‘ weiter. Der Tanzabend war gut besucht, die allgemeine Stimmung recht fröhlich und wir trotz des anstrengenden Nachmittags gut in Form.

Ich weiß noch ganz genau, dass wir einen Tango spielten. Was aber dann geschah, kenne ich nur aus dem Bericht meiner Kollegen.

Der Tanz war zu Ende und ich spielte weiter, bis mich mein Kollege anstieß und mir zuflüsterte: „Du kannst aufhören, wir sind fertig“!

Als ich meine Geige absetzte, bemerkte ich nur, dass die Tanzfläche fast geräumt war. Ich hatte das Ende des schönen Tangos verschlafen!! Ob mein plötzlicher ‚Schlafanfall‘ auf den anstrengenden Nachmittag oder auf die Spendierfreudigkeit meiner Freunde zurückzuführen war, kann ich heute nicht mehr sagen. Es ist jedenfalls ohne unangenehme Folgen geblieben, nur musste ich mir den Spott meiner lieben Kollegen gefallen lassen.

Die Saison ging zu Ende und mit einem „Auf Wiedersehen im nächsten Jahr!“ fuhren wir nach Hause. Das kommende Winterhalbjahr brachte einige Veränderungen in meinem Musikerleben.

Wie gesagt, nahm ich ein Tagesengagement nicht mehr an, aber unser ‚Tanz- und Unterhaltungstrio‘ blieb bestehen. Wir verdienten unser Geld durch

„Tingeln“ bzw. „Mucken“.

Nur eine feste „Mucke“ hatten wir immer an den Wochenenden in einem großen Ausflugslokal und Hotel am Liepnitzsee in der Nähe des Städtchens Bernau.

Wir spielten sonnabends und sonntags von 15.00 Uhr bis 22.30 Uhr. Dann fuhren wir mit dem letzten Postbus, der uns nach Bernau brachte.

Wenn es sonnabends bei Bedarf länger ging, so hatten wir zwei Zimmer für uns und blieben dann gleich bis zum Sonntag draußen. Es war ein sehr angenehmes Arbeiten für uns.

Auch hier möchte ich Euch wieder von einem amüsanten Zwischenfall erzählen!

Das Restaurant hatte einen großen Biergarten, einen großen Tanzsaal mit angebaute Veranda. Wir machten ungefähr eine Stunde Unterhaltungsmusik und dann fing der Tanz an. - Und nun kommt es:

Es war an einem herrlichen Spätsommertag. Die Gäste hielten sich im Garten oder in der Veranda auf. Wir spielten unsere Unterhaltungsmusik vor dem gänzlich leeren Saal. Übertragungsanlagen gab es damals noch nicht. Da wir praktisch nur für uns spielten, kamen meine Kollegen und ich auf den Gedanken, das Bach Konzert a-Moll zu spielen.

Als wir gerade mit dem II. Satz angefangen hatten, kam einer der Ober zu uns und unterbrach uns mit den Worten:

„Nn Oogenblick mal, sacht mal, watt spielt Ihr denn da? Ick bin schon een paarmal jefracht worden, ob vielleicht der Wirt jestorben iss. Ett iss doch heute noch nicht Dotensonntag. Könnta nich mal een bißken watt Lustjet spielen?“ Wir schalteten natürlich gleich um. Es war jedenfalls für uns ein Zeichen, daß wir trotz des leeren Saales wohl gehört aber nicht verstanden wurden. So geschehen in dem noch heute bestehenden Restaurant am Liepnitzsee!!

In diesem Winter konnte ich mich nun auch intensiver meinem Geigenstudium widmen.

Bei einem Gespräch mit meinem Lehrer sagte dieser: „Damit Sie zunächst einmal einen Abschluss haben, möchte ich Sie für das Staatsexamen als Musiklehrer (SMP) vorbereiten. Dazu gehört aber auch das Klavierspielen. Ich habe schon mit meiner Frau gesprochen, sie würde Sie unterrichten, wenn Sie damit einverstanden sind!“

Na, und ob ich einverstanden war!! Ich war nicht nur damit einverstanden, sondern sehr glücklich!

Frau Nikitits war eine ausgezeichnete Konzertpianistin und sehr gute Pädagogin. Ein zweites Glück kam für mich noch dazu. Wenn ich ein Konzert oder eine Sonate einigermaßen gut „drauf“ hatte, sagte mein Lehrer: „So, jetzt gehen Sie zu meiner Frau und spielen es mit ihr zusammen“.

Wer hat schon das Glück, mit jemandem zu jeder Zeit und ohne Vorbereitung zusammenspielen zu können?

Ich habe bei meiner Lehrerin sehr viel, besonders Musikalisches gelernt. Von nun an gehörte ich sozusagen zur Familie. War auch nicht mehr ‚Herr Sommer‘, sondern einfach ‚Sommerchen‘.

Oft wurde ich nach meinem Unterricht gleich zum Mittagessen eingeladen. Als schwache Gegenleistung konnte ich mein erlerntes Handwerk in Anwendung bringen. Ich nähte für alle Fenster neue Gardinen, nahm sie regelmäßig zum Waschen ab und machte sie hinterher wieder an.

Wie gesagt, ich gehörte schon zum Hause.

Noch etwas möchte ich euch aus dieser Zeit erzählen. Ich denke, es kann für euch interessant, vielleicht sogar unvorstellbar sein.

Unter dem Nazi-Regime war jegliche Literatur jüdischer Autoren sowie Kompositionen jüdischer Komponisten für die Öffentlichkeit verboten und zum großen Teil vernichtet worden. Vielleicht habt Ihr schon von der Verbrennung jüdischer Literatur gehört.

Eines Tages sagte mein Lehrer: „Sommerchen, ich möchte mit Ihnen etwas erarbeiten, das mir eigentlich verboten ist. Es handelt sich um das Violin-Konzert von Mendelssohn. Ich bin der Meinung, dieses Konzert muss jeder Geiger kennengelernt und studiert haben. Aber ich muss Sie bitten, mit niemandem darüber zu sprechen. Es könnte sonst für mich unangenehme Folgen haben!“

Mein Lehrer war nämlich Abteilungsleiter der Violinklasse am ‚Konservatorium der Stadt Berlin‘, früher das ‚Sternsche Konservatorium‘ - jetzt ‚Julius-Stern-Institut‘ - also im öffentlichen Dienst tätig. Man stelle sich vor, welche Folgen die weitgreifenden Maßnahmen dieses Regimes hätten haben können.

Natürlich habe ich das Konzert unter Geheimhaltung studiert.

Zur Unterstützung meines Einkommens hatte mein Lehrer mir ein paar Schüler zugewiesen. Sie hatten ein Stipendium der Stadt Berlin und mussten halbjährlich zur Verlängerung ihres Stipendiums in der Hochschule vor einer Kommission vorspielen.

Da das Unterrichtshonorar von der öffentlichen Hand bezahlt wurde, brauchte ich selber einen Unterrichtserlaubnisschein. Den bekam ich durch die Bestätigung meines eigenen Studiums dann auch ausgestellt. Damit begann meine erste berufliche Lehrtätigkeit.

Während einer Unterrichtsstunde sagte mein Lehrer zu mir: „Haben Sie eine Bratsche?“ 'Nein, antwortete ich. „Sie müssen unbedingt auch Bratsche

spielen können, Bratscher sind immer und überall gesuchte Leute“. So war es damals und ist es auch noch heute.

Mein Lehrer ging an einen Schrank und holte seine Bratsche. „Hier“, sagte er, „die leihe ich Ihnen, aber nur Ihnen, versuchen Sie, sich bald selber eine zu kaufen“.

Es war eine echte Amati-Bratsche, ein herrliches Instrument. Überglücklich ging ich nach Hause.

So bald wie möglich bestellte ich mir auch auf Empfehlung meines Lehrers eine Bratsche bei ‚Jacob Neuner‘ - Geigenbaumeister in Mittenwald. Er schickte mir drei Bratschen, und ich konnte mir eine auswählen. Es war auch ein sehr schönes Instrument.

Leider ist die Bratsche ein Opfer eines Bombenangriffes im II. Weltkrieg geworden.

Als Musiker braucht man möglichst viel Verbindungen und Bekanntschaften mit Kollegen. Man vermittelt sich gegenseitig ‚Mucken‘ oder kurzfristige Engagements, sofern man nicht selbst im festen Arbeitsverhältnis stand.

Auf diese Weise lernte ich drei Kollegen kennen; einen sehr guten Cellisten - Karl W A R T M A N N - der außerdem noch ein Schlagzeuger für die Tanzmusik war, Ernst R Y L S K I - genannt Ernesto de Rylski - ein guter Geiger - Schüler eines Philharmonikers, zugleich ein guter Trompeter - und nicht zuletzt, einen sehr guten Pianisten - Kurt C H R I S T E N - er studierte am Scharwenka-Konservatorium.

Unseren Kurt muss ich euch noch etwas genauer beschreiben. Er war 1,60 m groß oder klein, körperlich allgemein schwach und hatte sehr kleine Hände.

Für uns war es immer unverständlich, wie er es schaffte, mit den kleinen Händen und kurzen Fingern Oktaven zu greifen - aber er schaffte es!!

Eine kleine Zwischenbemerkung:

Bei der Musterung als Soldat für den II. Weltkrieg wurde er wegen seiner Größe und körperlichen Konstitution zunächst zurückgestellt. Er behauptete: „Die hatten keine passende Uniform für mich!!“

Gegen Ende des Krieges wurde er doch noch eingezogen und ist - wie viele meiner Kollegen und Freunde - nicht mehr zurückgekommen.

Doch nun zurück zur Musik!!

Wir Vier hatten neben unserer geldeinbringenden Beschäftigung die Lust und das Bedürfnis, auch Kammermusik zu machen. Hieraus entstand mein erstes Streich- bzw. Klavierquartett.

Zu dem Streichquartett gesellte sich noch als Bratscher mein ehemaliger Schulmusiklehrer Oskar R A C H O W. Wir probten mindestens einmal in der Woche.

Mein Vater baute uns zwei Quartettpulte. Auf je einem Ständer einer Schneiderpuppe waren zwei gegenüberliegende Notenpulte (mit Beleuchtung) montiert. Sie waren zwar für Transporte ungeeignet, aber raumsparend im Zimmer.

Nach einem halben Jahr Zusammenarbeit hatten wir unseren ersten Matinee- Auftritt. Eine befreundete Sopranistin - Hildegard S T Ü B N E R - sang in unserem Programm, von Kurt Christen am Flügel begleitet einige Lieder.

Hier unser Programm:

Einladung!

Das Helmuth Sommer–Streichquartett beehrt sich, Sie, zu der am 23.11.1941 stattfindenden „musikalischen Morgenfeier“ freundlichst einzuladen.

Die Veranstaltung findet im „alten Schöneberger Ratskeller“ statt.

Beginn 10.³⁰ Uhr

Es wirken mit:

Helmuth Sommer	1. Violine
Robert Raatz	2. " "
Oskar Rachow	Viola
Karl Wartmann	Cello

Hildegard Stübner	Sopran
Kurt Christen	Klavier

Programm.

- 1.) Streichquartett G dur No. 13 W. A. Mozart
 Allegro molto vivace
 Menuett
 Adagio
 Allegro
- 2.) a) Vorsicht }
 b) Waldmärlein } Max Donisch
 c) Schon klopft mein liebender Busen }
 aus d. Oper „Figaros Hochzeit“ } W. A. Mozart
 d) Das Veilchen }
 e) Der Schmied }
 f) Liebestreu } J. Brahms
- gesungen von Hildegard Stübner, Sopran
 am Klavier: Kurt Christen
- 3) Streichquartett Op. 18 No. 4 L. v. Beethoven
 Allegro moderato
 Scherzo
 Menuetto
 Presto

Das Konzert war erfolgreich, so dass wir für den nächsten Winter einige Engagements bei feierlichen Veranstaltungen zu spielen hatten.

Dazwischen lag, wie in den Vorjahren, unser Hiddensee-Engagement in alter Triobesetzung. Besonderheiten gibt es nicht zu berichten. Für die nächste Saison konnte ich einen Vertrag für vier Kollegen abschließen. Nun war es möglich, auch im Sommer mit meinen Quartettfreunden zusammenbleiben zu können.

Im Winterhalbjahr 1934/1935 gab es für mich im Beruf - aber im Besonderen in meinem Studium - erfreuliche Neuerungen.

Zunächst in meinem Beruf. Eine nähere Erklärung dafür muss ich aber vorab berichten.

Wie Ihr sicher schon erfahren habt, wurde im ‚Zeitalter des tausendjährigen Reiches‘ alles organisiert, bzw. im nationalsozialistischen Sinne staatlich gelenkt, z.B. durch die Reichsmusikkammer, die Reichsfilmkammer, die Reichskulturkammer, die Deutsche Arbeitsfront (eine

Pflichtorganisation für alle Werktätigen).

Sogar die Freizeitgestaltung der Bevölkerung war davon nicht ausgeschlossen und wurde durch die Organisation K D F - Kraft durch Freude - staatlich gelenkt. Dazu gehörte in erster Linie der Sport, dann das Reisen und Vergnügungen aller Art, z. B. Theaterbesuche, Tanzveranstaltungen und die sogenannten "Kameradschaftsabende" innerhalb der Betriebe.

Die Sparte ‚Tanzveranstaltungen und Kameradschaftsabende‘ brachte uns Musikern steigende Einkommensmöglichkeiten.

Meine jüngste Schwester Elsbeth hatte im Auftrag der Organisation KDF die Aufgabe, innerhalb ihres Betriebes ihre Arbeitskolleginnen und -kollegen für alle KdF-Veranstaltungen zu betreuen.

Dadurch hatte sie die Möglichkeit, mich mit meiner Kapelle zu allen Veranstaltungen wie: Tanzvergnügungen, Betriebsausflüge und Kameradschaftsabende zu engagieren.

Ich hatte jetzt eine Stammkapelle von acht Musikern und je nach Bedarf noch zusätzliche Kollegen. Es war jedenfalls für uns alle eine einträgliche Zeit.

Wie schon gesagt, gab es auch in meinem Studium Neuigkeiten bzw. zusätzliche Arbeit.

Für mein SMP-Examen brauchte ich selbstverständlich auch die Ausbildung in den theoretischen Fächern wie: Gehörbildung, Musikgeschichte, Harmonielehre usw. Hierfür war mir mein Geigenlehrer behilflich.

Er verschaffte mir eine Freistelle am Konservatorium mit der Verpflichtung, als Bratscher im Orchester zu spielen, was ich natürlich gern machte.

Am meisten interessierte mich die Harmonielehre, Kompositionen und Instrumentation. Mein Lehrer für Harmonielehre und Instrumentation hieß Maximilian S T E R N I T Z K I, bei dem ich auch noch nach meinem Examen privaten Unterricht nahm.

Ich erwähne ihn besonders, weil er mir einen guten Rat gab, der mir ein paar Jahre später sehr viel Glück brachte und mein Leben erleichterte.

Aber darauf komme ich noch zurück, wenn die Zeit herangekommen ist.

Jedenfalls war dieses Winterhalbjahr für mich eine erfreuliche und erfolgreiche Zeit.

Dann war es wieder soweit, dass wir - in diesem Jahr zu Viert - unser Sommerengagement auf Hiddensee antreten konnten. Auch diese Zeit war wieder sehr schön für uns. Wir machten wie üblich viel Musik für die Gäste,

aber auch für uns persönlich außerhalb unserer Dienstzeit.

Besondere "Vorkommnisse" kann ich leider nicht erwähnen. Nur eine Kurzgeschichte", die allerdings nichts mit Musik zu tun hat aber für mich von Bedeutung war, möchte ich Euch doch noch erzählen.

Ich brauchte in diesem Sommer meine Wäsche nicht mehr zum Waschen nach Hause zu schicken, wie wir es alle in den Vorjahren gemacht hatten. Das bedeutet - nebenbei bemerkt - dass ich mein Oberhemd nun öfter als nur alle vierzehn Tage wechseln konnte.

Ja, aber warum wohl nicht?

Meine kleine Neuendorfer Freundin Dorle hatte im Winter in Stralsund Oberhemdenplätterin gelernt und in Neuendorf eine ‚Wasch- und Plättanstalt‘ eröffnet.

Ich brauchte meine Wäsche jetzt nur noch dort abzugeben und bekam diese fein säuberlich gewaschen und geplättet - selbstverständlich ohne Bargeldbezahlung schrankfertig zurück. - - Aber das nur nebenbei!

Wir kehrten mit einer Verlängerung unseres Vertrages für die nächste Saison heim!!

Der Winter war für uns - ganz besonders für mich - sehr arbeitsreich.

Mein Studium ging erfolgreich weiter. Die Arbeit am Konservatorium machte mir sehr viel Spaß, nahm aber auch viel Zeit in Anspruch.

Durch Vermittlung meines damaligen Geigenbauers bekam ich noch einige Schüler.

In diesem Falle wurde ich Hausmusiklehrer bei einer fünfköpfigen wohlhabenden Familie. Der Vater war Architekt und spielte Cello, die Mutter nahm Gesangsunterricht - ich wurde ihr Korrepetitor.

Die älteste Tochter, zehn Jahre alt, lernte Bratsche, ihre jüngeren Zwillingbrüder - acht Jahre alt - mussten sich mit dem Geigen beschäftigen.

So war ich an einem Nachmittag in der Woche mit Gesangsbegleitung und Geigenunterricht einschließlich Verpflegung und guter Bezahlung bei der ganzen Familie ausgelastet.

Dazu kam noch nach kurzer Zeit das Quartettspielen. Der Vater wollte nicht abseits seiner musikausübenden Familie stehen. Er bat mich, zwei Leute für sein Streichquartett zu engagieren, natürlich gegen Bezahlung.

Mein Kollege Ernst Rylski als Bratscher und eine Kommilitonin von mir als II. Geige fanden sich sogleich bereit mitzuspielen.

Jetzt war die ganze Familie musikalisch tätig. Mein persönliches Verhältnis zur Familie wurde bald zu einem Freundschaftsverhältnis. Ich gehörte ‚ergo ypsi - quasi est‘ (siehe Anmerkung) zur Familie.

Anm.: Da ich weiß, meine lieben Freunde, dass Ihr schon in der Schule mehr oder weniger gute ‚Lateiner‘ gewesen seid, brauche ich meine lateinischen Zwischenbemerkungen nicht zu übersetzen. Anderenfalls empfehle ich im Wörterbuch ‚Latein-Deutsch für Anfänger‘ Seite 393 - nachzuschlagen.

Mein ‚väterlicher Freund‘ versuchte, mich auch beruflich zu fördern, wo es nur möglich war. Er war z. B. mit dem Präsidenten der ‚Reichsfilmkammer‘ gut befreundet. - -

Eines Tages sagte er zu mir: „Hier, Herr Sommer, habe ich Ihnen das Drehbuch zu dem Film ‚Die große Liebe‘ mit Zarah Leander, der in der nächsten Zeit gedreht werden soll, mitgebracht. Ich habe Sie vorgeschlagen, die Musik für diesen Film zu komponieren. Sie können sich ja schon damit beschäftigen!“

Ich war mehr als überrascht, außerdem sehr dankbar für dieses Angebot, hatte aber doch innerlich die Befürchtung, diesen Auftrag nicht befriedigend erfüllen zu können.

Es kam dann auch später so, dass der bekannte Film- und Schlagerkomponist Michael J A R Y diese Filmmusik schrieb.

Ich war absolut nicht enttäuscht, denn ich dachte mir, besser vorher eine Absage, als nach einem unbefriedigenden missglückten Versuch. Dieser Film wurde dann auch viel später in den ersten Kriegsjahren gedreht.

Aber noch im gleichen Jahr konnte ich meine erste Komposition aufführen.

Ich lernte den Regisseur eines Theatervereines kennen. Er schrieb selber Theaterstücke und schlug mir vor, zu seinem dreiaktigen Schwank die Musik zu schreiben.


Ich war sofort damit einverstanden, zumal es noch für eine Laienbühne gedacht war und nicht für das große Publikum. Das Stück oder die Revue ‚WENN ZWILLINGE BUMMELN GEHEN‘ (siehe Programm) wurde auch mit großem Erfolg aufgeführt.

1. Vorstellung
1. April

Verehrte Kunstfreunde!

Wieder gestalten wir uns Sie durch diesen Hinweis auf
unsern nächsten Theaterabend unterhaltsam zu machen.
Wir bringen am
Sonntag, den 12. April 1894 (1. Osterfest-
tag) in der "Gartenstadt"
die Uraufführung des
Musikalischen Schwanks
"Wenn Drolllinge
Gümmeln geh'n".

Musikal.
Schwank
in 3 Akten



v. E. Bensch
Musik
v. H. Sommer

so so so

Theater- und Unterhaltungsverein Neukölln 1894 e. V.
Mitglied des Verbandes für Volks- und Bühnenspiele e. V.

Verehrte Kunstfreunde!

Wieder gestatten wir uns, Sie durch diesen Hinweis auf unsern nächsten Theater-Abend aufmerksam zu machen.

Wir bringen am

**Sonntag, den 12. April 1936 (1. Osterfeiertag) in „Kliem's-Festsäle“ (Gartensaal)
Berlin S. 59. Hasenheide 13/15**

**die Ur-Aufführung des Musikalischen Schwanks
„Wenn Zwillinge bummeln geh'n“**

Dieses Werk ist von unserem beliebten Regisseur, Herrn Erwin Bensch verfaßt worden. Der Titel des Stückes besagt schon, daß es sich hierbei um etwas ganz Humorvolles handelt, untermalt von neuzeitlich einschmeichelnder Musik, die Herrn Helmut Sommer als Komponisten hat.

Der Verein verspricht seinen Gönnern durch diese einer Revue gleich zu stellenden Aufführung einen vergnügten und abwechslungsreichen Abend.

Da es um unsere Schluß-Vorstellung der Spielzeit 1935/36 geht, würde es uns sehr freuen, wenn Sie, Ihre werten Angehörigen sowie Bekannten uns wiederum mit Ihrem zahlreichen Besuch beehren wollten.

Mit Vereinsgruß

**Theater- und Unterhaltungsverein
Neukölln 1894 e. V.**

Paul Winter

1. Vorsitzender

Saalöffnung 4½ Uhr

Beginn des Konzertes 5 Uhr

Unkostenbeitrag incl. Steuer und Tanz 0.75 RM.

Unnummerierte Plätze 0.50 RM.

Diese Einladung bitten wir mitzubringen, dieselbe dient zum Umtausch gegen Eintrittskarten. Solche sind aber auch bei den Ihnen bekannten Mitgliedern unseres Vereins im voraus zu haben.

Eingeführt durch:

1. Konzert:

ausgeführt von der ausnahmsweise stark besetzten Kapelle des
Komponisten und Dirigenten, Herrn Helmut Sommer.

Wenn Zwillinge bummeln geh'n

Musikalischer Schwank in 3 Akten von Erwin Bensch
Spielleitung: Erwin Bensch Musikalische Leitung: Helmut Sommer

P E R S O N E N :

August Schulze.....	Erwin Dalchow
Amalie, seine Frau.....	Erna Winter
Liese .. } deren Töchter }	Margarete Trampe
Lotte .. }	Hertha Kirschke
Horst.. } Seifert, Inhaber der }	Erwin Bensch
Hans .. } Fa. Gebr. Seifert }	Alfred Winter
Marie . } Hausangestellte bei }	Erna Bensch
Franz . } Seiferts }	Eduard Friese
Emmy. } Stenotypistinnen }	Margarete Winter
Anni .. }	Lucie Nentwig
Max Meier	Bernhard Gräbe
Fritz Ängstlich	Bruno Schlebitz
Mia Misette, Sängerin } im „Kabarett“ }	Charlotte Bohl
Tonio, Geiger } „Zur goldenen }	Curt Hanschmann
Ein Kellner, } Spinne“ }	Theodor Krumbach
Paul, Schlächtergeselle	Otto Schröder jun.

Damen und Herren, Gäste in der „Goldenen Spinne“, Tänzerinnen.

Zeit: Gegenwart

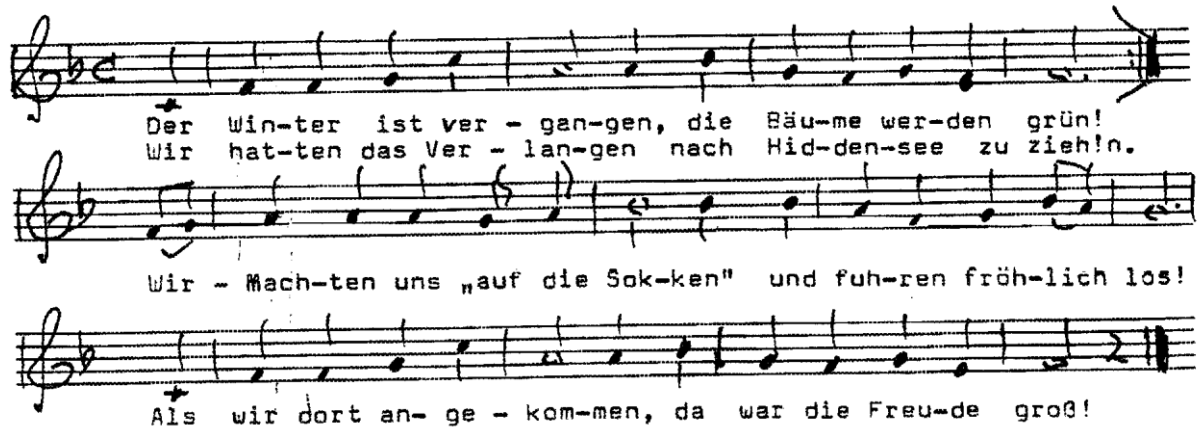
1. Akt spielt bei Gebr. Seifert.

2. und 3. Akt spielen im Kabarett „Zur goldenen Spinne“.

Große Pause nach dem 1. Akt.

A n s c h l i e ß e n d T a n z

So kam es dann, dass:



Der Win-ter ist ver - gan-gen, die Bäu-me wer-den grün!
Wir hat-ten das Ver - lan-gen nach Hid-den-see zu zieh'n.

Wir - Mach-ten uns „auf die Sok-ken“ und fuh-ren fröh-lich los!

Als wir dort an- ge - kom-men, da war die Freu-de groß!

Auch wir freuten uns, dass wir wieder in Hiddensee sein konnten. Wie schon gesagt, gehörten wir ja zur Familie und waren auch die jährliche ‚Saison-Kapelle‘!

Die Insel war in diesem Sommer von besonders vielen Gästen besucht worden, so dass die Saison nicht nur mit einem, sondern mit zwei Abschiedsbällen beendet wurde.

Wir konnten zwischen den beiden Bällen eine Woche Ferien machen, und daraus ergibt sich wiederum, dass keine Saison ohne kleine oder auch größere Zwischenfälle verlief.

Und so kommt es wieder dazu, dass ich euch eine rein persönliche Zwischengeschichte erzählen möchte. Ihr werdet jetzt vielleicht von einem ‚Liebesvorkommen‘ hören wollen, aber leider ist es kein Liebesfall!

- - Ein bisschen Liebe ist natürlich auch dabei.

Jetzt aber sage ich erst einmal: „PROST meine Lieben“! Die kurze Trinkpause erhöht vielleicht die Spannung!

Und nun geht es los.

Wie Ihr wisst, habe ich auch einen ‚ehrlichen, anständigen‘ Beruf erlernt. Man sollte es kaum für möglich halten, dass ich diese ehemalige berufliche Tätigkeit auf Hiddensee ausüben sollte.

Es geschah in der Ferienwoche zwischen den beiden Abschiedsbällen!!

In dem Wohnzimmer meiner Neuendorfer ‚Familie‘ stand ein altes Sofa, das mich an meine Polstererzeit erinnerte. Wir modernisierten alte Polstermöbel zu zeitgemäßen Wohnmöbeln.

Und das tat ich auch mit diesem alten Sofa. Ich ließ mir mein Handwerkszeug schicken. Mein Freund Walter (er wäre fast mein Schwager geworden) und ich segelten nach Stralsund, und kauften dort die erforderlichen Materialien und den Stoff.

Ich wollte mit meiner Arbeit meiner hiesigen Familie eine Freude bereiten. Es steckte nicht der Ehrgeiz dahinter, mein Können in dieser Tätigkeit zu beweisen, sondern der Gedanke, eine ganze Woche dadurch ständig mit meiner Dorle zusammen zu sein.

Ich zog also aus der ‚Heiderose‘ nach Neuendorf um. Meine Kollegen zeigten nicht viel Verständnis dafür, aber ich sagte ihnen: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!!“

Sie litten mit mir, aber sie waren auch Menschen und ihr Verständnis siegte!! Sie ließen mich in Frieden ziehen!!

Nun lebte ich eine Woche mit Dorle unter einem Dach. Die Woche war lang - aber wiederum doch zu kurz. Ich arbeitete an dem alten Sofa.

Gegen Mittag unterbrach ich meine Arbeit, um mit Dorle zum Melken zu gehen. Hüttebergs hatten zwei Kühe. Die eine hieß ‚Liese‘ und war immer in der Nähe des Hauses angepflockt.

Es entstand auch zwischen ‚Liese‘ und mir eine dicke Freundschaft. Wenn sie mich schon von Weitem sah, kam sie mir soweit sie es konnte, entgegen. Ich konnte nicht vorbeigehen, ohne sie zu streicheln. Die zweite Kuh - den Namen weiß ich nicht - war in Gemeinschaft mit den anderen Dörflern - ich meine mit den anderen Kühen des Dorfes - auf der Weide am ‚Gellen‘, dem Flachland auf dem östlichen Teil der Insel.

Dorthin wanderten wir mit dem Milcheimer in der Hand mittags und abends. Durch mein tägliches Zusammensein mit Dorle wurde das Verhältnis zwischen uns natürlicherweise intimer.

Zwischenbemerkung: Aber nicht so weit wie Ihr - meine lieben Spielkamera-

dinnen und -kameraden, vielleicht denkt. Aber, wenn wir abends in unseren Betten lagen - - -

2. Zwischenbemerkung: Um irrtümliche Gedanken von vornherein auszuschließen, muss ich sagen, dass wir zwei aneinandergrenzende Zimmer hatten, die durch eine festverschlossene Tür getrennt waren, so dass wir uns noch gut unterhalten konnten.

Unsere Gespräche gingen so weit, dass wir sogar in unserem jugendlichen Leichtsinn" - oder besser gesagt ‚Liebesüberschwang‘ von einer eventuellen Heirat sprachen. Der Gedanke verflog aber sehr schnell, als wir nach einem schmerzlichen Abschied wieder abfuhren und in die tägliche realistische Welt zurückkehrten.

Ich hatte beruflich noch viele große Pläne, und ob sich Dorle von ihrem Inselleben auf ein Großstadtleben umstellen könnte, war auch noch sehr fraglich. Die Hiddenseebewohner sind doch sehr stark mit ihrer Insel verwurzelt.

So blieb es zwischen Dorle und mir bei einer guten Freundschaft. Dorle heiratete einen Neuendorfer Fischer und für mich wurde das Verhältnis mit meiner einstigen Schulfreundin Ursel auch wieder fester und verbundener.

Die Winterzeit ging wieder recht arbeitsreich vorüber.

U. a. lief meine zweite Revue ‚DIE JAHRESZEITEN DER LIEBE‘ erfolgreich über die ‚Neuköllner Theatervereinsbühne‘.

Ich bedauere heute, dass meine sämtlichen Arbeiten aus dieser Zeit bei einem Bombenangriff im Kriege vernichtet wurden. Man möchte doch wissen, was man früher - vor einiger Zeit - einmal alles musikalisch ‚verbrochen‘ hatte. - Aber ‚Futsch ist Futsch‘ und ‚Hin ist hin‘!!!

In der Sommersaison 1937 hatten wir, meine Kollegen und ich, unseren letzten Auftritt auf Hiddensee. Wegen meines bevorstehenden Examens konnte ich für die nächste Saison keine Verpflichtungen eingehen. Meine Kollegen wollten, trotz meines Zuredens, keinen Ersatz für ihren ‚Stehgeiger‘ – ‚Kapellenleiter‘ und ‚Ensembledirigenten‘ suchen.

Eine freudige Überraschung gab es noch einmal für mich. Meine Eltern machten, ohne dass ich es vorher wusste, einen vierzehntägigen Ferienaufenthalt bei der Familie Hütteberg.

Für meinen Vater war es die erste und einzige Urlaubsreise seines Lebens. In diesen Tagen verlebten sie auch ihren 43. Hochzeitstag.

Natürlich brachten wir ihnen morgens ein Hochzeitsständchen und feierten diesen Tag recht ausgiebig und ausgedehnt.

Nach dem üblichen Saison-Abschiedsball rüsteten wir zur Heimreise.

Der Abschied von unserem schönen Engagement und natürlich von

allen Freundschaften, die in all diesen Jahren entstanden waren, fiel uns schwer. Aber auch unsere Chefs und die Familie Krüger bedauerten unsere endgültige Abreise.

Im Sommer 1938 verlebte ich mit meiner Ursel noch vierzehn Tage Urlaub auf Hiddensee und damit war für mich das Kapitel HIDDENSEE abgeschlossen.

Es waren für mich schöne, glückliche Jahre, die ich dort erleben durfte!!

Meinen Nachruf auf diese Zeit habe ich in meinem Text zu der Melodie eines bekannten Liedes erklingen lassen:

Ich hab' mein Herz das erste Mal verloren

am Ostseestrand auf HIDDENSEE.

War oft verliebt bis über beide Ohren,

drum tat der letzte Abschied mir sehr weh.

Wenn ich zurückdenk' an die schönen Jahre,

dann wird mir heut' erst richtig klar,

dass diese Zeit für mich so schön gewesen

ein Glücksteil meines Lebens war!!

Nach diesem schönen Sommerurlaub begann dann ein arbeitsreiches hartes Winterhalbjahr 1938/1939.

Das Nächstliegende und für mich Wichtigste war mein SMP-Examen in den ersten Oktobertagen. Ich habe es gut überlebt und mit ‚GUT‘ bestanden.

Meinen Violin- und Klavierunterricht setzte ich weiterhin fort und zusätzlich noch Kompositionsunterricht bei meinem nun schon etwas befreundeten Kompositionslehrer Maximilian Sternitzki.

Hier möchte auch gleich hinzufügen, dass ich heute noch Maximilian für seinen Rat und sein Angebot dankbar bin. Er sagte, ich müsste auch das Instrumentieren für ‚Harmonie-Musik‘ - d.h. für Blasorchester, beherrschen.

Ich war natürlich gleich damit einverstanden und wie in weiser Voraussicht habe ich dadurch einige Jahre später sehr viel Erleichterungen und Vorteile gehabt. Doch davon erzähle ich Euch, wenn diese Zeit herangekommen ist.



Die geldeinbringende Arbeit durch ‚Mucken‘ ging gut weiter und die ‚Helmuth-Sommer-Band‘ wurde populärer. Auch mein Schülerkreis erweiterte sich. Nachdem ich mir das Akkordeonspielen angeeignet hatte, bekam ich auch gleich ein paar Akkordeonschüler.

Eine vielleicht therapeutische und etwas schwierige Aufgabe kam auf mich zu. Eines Tages kam eine Dame mit ihrem Sohn zu mir und fragte, ob ich ihren Sohn unterrichten würde.

Der Sohn war 28 Jahre alt, von Beruf Maler und vor zwei Jahren an einer Bleivergiftung erblindet. Sein Wunsch war es, Akkordeon spielen zu können. Im Augenblick sah ich doch in dieser Aufgabe große Schwierigkeiten. Doch ich konnte es einfach nicht ablehnen und sagte: „Wir

werden es gemeinsam versuchen“.

Die Mutter war hocheifrig, und ich hoffte, dass mein Versuch gelingen würde, einem Menschen in dieser schrecklichen Lage helfen zu können.

Es ist mir gelungen. Dadurch, dass er sich von allem allein eine Vorstellung machen konnte, war es eigentlich gar nicht so schwer.

Natürlich musste ich seine Hände an alles - Tastatur und Bässe - heranzuführen. Es dauerte nicht lange, bis er sich allein darin zurecht fand, so dass ich manchmal vergaß, dass er erblindet war.

Wenn er nach einiger Zeit zum Unterricht kam, war er hocheifrig, mir ein Stück, das er abgehört hatte oder schon kannte, vorspielen zu können. Und ich empfand eine glückliche Befriedigung darüber, dass ich ihn nicht von vornherein als Schüler abgelehnt hatte.

Auch unsere Quartettproben führten wir regelmäßig weiter. So ging das arbeitsreiche Winterhalbjahr vorüber. Im Sommer 1939 hat mir mein Schicksal - so sehe ich es - eine große aber glückliche Veränderung in meiner bisherigen Arbeit gebracht.

Es fing so an: Ein Kollege vermittelte mir ein einwöchiges Engagement für die Sommerfestspiele in ‚Forst in der Lausitz‘. Das Orchester wurde ganz neu dafür zusammengestellt.

Im Rosengarten von Forst auf der Freilichtbühne wurde die Operette ‚Der Vogelhändler‘ gespielt. In dieser Zeit lernte ich unseren Dirigenten Herrn Theo K N O B E L - näher kennen. Daraus ergab es sich, dass er mich zum 1. September 1939 für sein Orchester im Operetten- und Varieté-Theater ‚P L A Z A‘ verpflichtete.

Es wurde meine erste feste Orchesterstelle, und s i e wurde mein erstes persönliches ‚Kriegsglück‘ - so kann ich es wirklich bezeichnen!!

Am 1. September 1939, dem Tag unserer ersten Premiere im neu eröffneten Theater, begann auch der schreckliche Krieg.

Es war ein bedrückendes Gefühl, als man sich nach der Vorstellung durch die völlig verdunkelte Stadt - einschließlich aller Verkehrsmittel - nach Hause tasten musste. Abgesehen von der Verdunkelung war in Berlin von den Kriegseignissen noch nichts zu merken.

Unsere Vorstellungen liefen erfolgreich weiter. Da unserem Theater die Aufgabe der Wehrmachtsbetreuung zugeteilt wurde, hatten wir außer den normalen Vorstellungen noch solche nur für Wehrmachtsangehörige. Dadurch kam es an manchen Tagen zu drei Vorstellungen.

Kurze Zeit nach Beginn des Krieges bekam ich die freundliche ‚Einladung‘ zur Musterung. Das Ergebnis war: K. v. (Kriegsverwendungsfähig) für die Infanterie. Es war ein wenig erfreulicher Tag für mich. Nun durfte ich auf meine Einberufung zum Kriegsdienst warten.

Nebenbei bemerkt, war wohl mein Jahrgang besonders gut dafür geeignet. In meinem Arbeitsverhältnis trat jetzt eine Veränderung ein.

Mein schon etwas älterer Kollege - unser Konzertmeister - fühlte sich seinen Aufgaben nicht mehr so gewachsen und wünschte, seine Stellung im Orchester zu wechseln.

Ich hatte das Glück, seinen Platz einnehmen zu dürfen, was mir persönlich für fast drei Jahre große Vorteile brachte. Als ich nach ungefähr einem halben Jahr den Einberufungsbefehl bekam, wurde ich aufgrund meiner Stellung für ein Jahr vom Kriegsdienst zurückgestellt.

Der Tag dieser Mitteilung war für mich, im Gegensatz zu meiner ersten ‚Bekanntschaft‘ mit der deutschen Wehrmacht, ein glücklicher Tag.

Jetzt kann ich euch, meine lieben Freunde, auch einige Episoden aus meiner Theaterzeit erzählen:

Zunächst vom Beruflichen.

Mir wurde noch die Aufgabe zugeteilt, an den dienstfreien Tagen unseres Orchesterchefs die Leitung des Orchesters zu übernehmen.

Obwohl ich noch eine innere Unsicherheit verspürte, habe ich mich doch sehr darüber gefreut. Mit freundlicher Unterstützung meiner Kollegen gingen die ersten Vorstellungen glatt über die Bühne, und ich hatte auch in dieser Arbeit eine Sicherheit bekommen.

Leider gibt es in jeder Sache ein ‚Wenn‘ oder ‚Aber‘.

Mein ‚Aber‘ bestand darin, dass man bestimmungsgemäß für diese Position ein abgeschlossenes Studium haben oder sich im Studium befindend, nachweisen musste. Ich musste also daraufhin noch einmal in die Lehre gehen.

Mein immer hilfsbereiter Geigenlehrer vermittelte mir ein Gespräch mit dem Direktor des mir schon sehr bekannten Konservatorium.

Der Direktor - Herr Professor Bruno K I T T E L - empfing mich freundlich und hörte sich mein Anliegen ruhig an. Seine erste Reaktion war folgende: (Ich höre seine Worte noch heute) -

„Was wollen Sie eigentlich, junger Mann? Sie haben eine gute Stellung, da könnten Sie doch eigentlich zufrieden sein. Sehen Sie, wir haben in Berlin 4000 Dirigenten und vielleicht 40 Orchester“.

Die genannten Zahlen waren sicher reichlich übertrieben. Ich schilderte ihm meine Situation: „Herr Professor, ich habe schon in letzter Zeit einige Vertretungen unseres Dirigenten erfolgreich gemacht und möchte mir das Stellenangebot nicht entgehen lassen. Darum möchte ich auch zu einem offiziellen Studienabschluss kommen“.

„Na, wenn Sie meinen“, antwortete er, „Sie schaffen es neben Ihrer Arbeit, dann versuchen Sie es. Gehen Sie in das Sekretariat und tragen Sie sich ein für den Fachbereich Direktion. Die Leitung hat Generalmusikdirektor Artur R O T H E R, Chef der Deutschen Oper“.

Ich bedankte mich und ging freudig zur Anmeldung.

In diesen Fachbereich gehörte auch noch ‚Chorleitung‘. Diesen Unterricht erteilte glücklicherweise mein Freund Maximilian Sternitzki, bei dem ich weiterhin Kompositionsunterricht nahm. Mein jetziger Arbeitsbereich erweiterte sich gewaltig.

Zwischenbemerkung: Da ich für meine ‚Hausaufgaben‘ viel Zeit benötigte, nutzte ich die Pausen zwischen unseren Vorstellungen aus, um im Orchesterraum am Flügel meine Kompositionsaufgaben zu lösen.

Das brachte mir von Seiten meiner Kollegen den Spitznamen ‚fleißiges Lieschen‘ ein. Schließlich fiel noch das ‚fleißige‘ fort und ich war nur noch ‚Lieschen‘.

(Ich bitte aber meine Leser, jetzt nicht auf ‚warme‘ Gedanken zu kommen.)

Wie ich schon sagte, meine jungen Freunde, war unser Theater ein Operetten- und Varieté-Theater.

Das bedeutete:
Zwei Monate
Operette im
Wechsel mit
zwei Monaten
Varieté. Jeden
Monat ein neu-
es Varieté-Pro-
gramm. Ich
möchte auch ein
wenig von der
Orchesterarbeit
erzählen.



Ein Varieté-Orchester muss in seiner Arbeit grundsätzlich sehr flexibel sein. Die meisten Artisten kamen erst einen Tag vor der Premiere angereist, oftmals sogar erst zwei Stunden vor Vorstellungsbeginn, bedingt dadurch, dass sie durch Verspätungen die Zuganschlüsse verpassten oder andere kriegsbedingte Einflüsse vorkamen.

Fast jeder Artist brachte für seine ‚Nummer‘ bzw. seinen Auftritt seine dazugehörige Musik (Noten) mit und die musikalische Untermalung reichte von Griegs – ‚Morgenstimmung‘ oder Sindings – ‚Frühlingsrauschen‘ bis zum neuesten Schlager.

In manchen Nummern gab es zu jedem Trick eine andere Musik.

Wir hatten also einen Tag oder auch nur zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung Zeit zum Proben. Dazu kam noch, daaa das Notenmaterial durch den jahrelangen Gebrauch sehr abgenutzt und oft kaum leserlich war.

Zur Verständigung für die Musiker im Orchestergraben zum Stückwechsel waren an der Innenwand kleine rote Glühbirnen angebracht Am Dirigentenpult befand sich ein Knöpfchen, von dem aus das Signal zum Stückwechsel gegeben wurde.

Ihr könnt Euch vielleicht vorstellen, wie oft dieses Signal innerhalb einer Vorstellung gegeben werden musste und dadurch auch der Ablauf unseres musikalischen Programms recht abwechslungsreich wurde.

Das Gegenteil davon waren die Operettenaufführungen, die jeweils immer zwei Monate durchgehend mit wenigstens zwei Vorstellungen täglich stattfanden. Einhundertfünzigmal ‚Frau Luna‘ - Paul Linke, ‚Eva‘ - Franz Lehar - oder andere zu spielen, führte unweigerlich zur Langeweile.

Um sich davor zu schützen, musste man sich - spätestens ab der hundertsten Aufführung – ‚technische Übungen‘ einfallen lassen - z.B. einige sonst leicht zu spielende Passagen auf einer Saite bis in die siebente Lage

oder höher zu spielen. Doppelgriffübungen waren grundsätzlich wegen der Anstrengung und eventuellen Intonationsschwierigkeit verboten.

Von einigen kleinen oder besonderen Ereignissen möchte ich jetzt noch berichten.

Zunächst von einem kriegsbedingten Intermezzo, wie ich es nennen möchte.

Alle Angestellten und Mitarbeiter, einschließlich das Orchester, mussten eine Ausbildung zu Luftschutzwarten absolvieren. Das bedeutete, dass wir innerhalb von vierzehn Tagen viermal vormittags einen zweistündigen Ausbildungskurs besuchen ‚durften‘.

Mit Schutzanzug, Schutzhelm, Gasmasken, Sandkarren, Spaten und anderen Geräten ausgerüstet, zogen wir wie ein kleiner Demonstrationszug zu unserer eigenen Belustigung und zur Belustigung der Zuschauenden durch die Straßen zum ‚Ausbildungslager‘.

Hier erfuhren wir dann, wie man bei einem Fliegeralarm das Theaterpublikum möglichst ohne Panik in die Luftschutzkeller zu geleiten hatte, wie man das eventuell entstandene Feuer löscht und die herumliegenden, nicht ihrem Zweck entsprechenden Brandbomben beseitigt und vernichtet.

Dazu kam noch, dass wir ‚ausgebildete Luftschutzwarte‘ - in Abständen von ungefähr einer Woche - nach der Vorstellung im Theater eine Nacht als Nachtwache bleiben mussten.

Daraus ergab sich für uns Musiker eine ‚musikalische Nachtwache‘. Wir fanden uns zu einem Streichquartett zusammen, Haydn, Mozart, Beethoven, o.a. halfen uns mit freundlichen ‚Weisen‘, wenigstens die Hälfte unserer eigentlichen Aufgabe zu erleichtern.

Abschließend zu diesem Intermezzo kann ich sagen, dass es, solange ich noch hier arbeiten durfte, Gott sei Dank nie zu einem Einsatz für uns kam.

Ich konnte also, meine erlernten Fähigkeiten eines Luftschutzwartes nie in Anwendung bringen.

Dieses Intermezzo war höchst unerfreulich und hätte für mich sehr unangenehme Folgen haben können. Der Kelch ging noch einmal an mir vorüber. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, dann muss ich erst einmal einen Schluck nehmen.

Prost - meine Lieben!!

Ich glaube meine Geschichte ist interessant; sie ist wie alles eine wahre Begebenheit. Aber auch für das Hauptereignis gibt es zunächst eine kleine Vorgeschichte:

Unserem Bühneneingang gegenüber auf der anderen Straßenseite befand sich eine Gastwirtschaft - eine echte Berliner Kneipe. (Diese Beschreibung ist für den Verlauf meiner Erzählung von Bedeutung!) -

Die Besitzerin - TANTE META - war ungefähr 50-53 Jahre alt; eine runde, kräftige, couragierte Dame, immer gemütlich, doch wenn es nötig war, wurde sie mit jedem unerwünschten Gast (ganz gleich ob männlich oder weiblich) schnell fertig!

Außerdem besaß sie offensichtlich ein großes, ausgeprägtes Organisationstalent, was in der Kriegszeit von größter Wichtigkeit war. Für ihre Stammgäste hatte sie immer etwas zu essen, sei es eine schmackhafte Suppe, Bratkartoffeln mit Spiegeleiern oder auch ein paar Würstchen (ohne Hufnägel) und das o h n e Abgabe von Lebensmittelmarken.

Die meisten ihrer Gäste waren Angestellte unseres Theaters. In den Pausen zwischen den Vorstellungen oder als Abschluss des Abends machte man einen Besuch bei ‚Tante Meta‘.

Mit einem solchen Besuch begann auch mein dramatisches Ereignis.

Es begab sich am 21. Dezember 1940 zwischen 17.30 - 19.00 Uhr MEZ, also in der Pause nach der zweiten bis zum Beginn der dritten Vorstellung.

Wir, meine Kollegen und ich - fünf Geiger und ein Cellist sowie drei ‚Hipp-Dohlen‘ vom Tanzgeschwader) verbrachten die Pause bei ‚Tante Meta. Der Winter 1940 war sehr streng und kalt, sicher war das für uns der Anlass, einen heißen Grog anstelle eines kühlen Bieres zu trinken.

Wir genehmigten uns sogar zwei Grog. Ihr könnt es mir glauben oder nicht, als wir aufbrachen, merkten wir absolut keinen alkoholischen Einfluss auf unseren geistigen oder körperlichen Zustand.

Ob es nun der plötzliche Temperaturwechsel beim Verlassen der warmen Kneipe auf die eiskalte Straße und wieder zurück in die warmen Theaterräume war, weiß ich nicht. Jedenfalls konnten wir uns gerade noch bis in den Vorraum unseres Orchestergrabens schleppen, um dann vollkommen dienstunfähig auf den Stühlen zusammenzubrechen.

Alle weiteren Geschehnisse des Abends - abgesehen von kleinen persönlichen Zwischenfällen - kann ich euch nur nach Berichten meiner anderen Kollegen wiedergeben.

Unser Chef musste durch unseren Ausfall eine Umbesetzung im Orchester vornehmen, indem er drei II. Geigen zu den ersten Geigen setzen musste; ein Cellist fiel ganz aus.

Auch auf der Bühne hinter den Kulissen kam es zu einem unangenehmen Zwischenfall. Eine unserer drei ‚Hipp-Dohlen‘ konnte die warmen wohltuenden Groggs nicht bei sich behalten. Sie schaffte es aber nicht mehr bis zu ihrer Garderobe oder zur Toilette, sondern suchte sich für den Vorgang des ‚Entspeiens‘ (sprich: K...) ausgerechnet den Frack eines zum Auftritt bereiten Sängers - ich glaube sogar es war Johannes HEESTERS - (kann es aber nicht mehr sicher behaupten) aus.

Eine einerseits menschliche, andererseits sehr peinliche Situation. Bis zur Pause habe ich von dem Verlauf der Vorstellung schlafenderweise nichts mitbekommen. Aber an das nun Folgende kann ich mich heute noch genau erinnern:

Meine Kollegen nahmen für die Fortsetzung der Vorstellung schon ihre Plätze im Orchestergraben ein, als mich ein Kollege brutal und rücksichtslos auf meinen Zustand mit den Worten: „Mensch, Helmuth, Du musst doch nach oben“, wachrüttelte. Ein eisiger Schreck brachte mich einigermaßen zur Besinnung. -

Hier muss ich noch eine kurze Erklärung für den kommenden Verlauf einfügen: Der Anfang des II. Teils unseres Programms begann mit einer klassischen Ballettszene. Hierzu spielte ein Streichquartett Mozarts ‚Kleine Nachtmusik‘. Zu diesem Quartett gehörte ich auch. Wir wurden zeitgemäß kostümiert. Weiße Perücke, langer mit viel Rüschen verzierter Rock, enganliegende weiße Hose und schwarze Lackschuhe.

Wir spielten in einem stilgemäßen Pavillon. Auf die Bekleidung komme ich noch zurück.

Nun zu meinem Auftritt! In aller Eile schnappte ich mein Instrument und rannte mit etwas zitternden Knien zu meiner Garderobe.

„Wo bleiben Sie denn“, empfing mich mein ‚Umkleidungsgehilfe‘ – „die anderen sitzen schon auf der Bühne. Das Schminken lassen wir heute“, obwohl ich der Meinung war, dass es gerade heute notwendig gewesen wäre.

Er stülpte mir meine Perücke auf. „Sehr gut“, sagte er, „Sie haben a weiße lange Unterhosen an, da können wir uns die ‚Hose‘ sparen. Das sieht bestimmt niemand. Schnell in die Lackschuhe und dann raus!“

Ich glaube, dass es - außer den Ballettdamen, deren Gespött ich später noch über mich ergehen lassen musste - vom Publikum keiner bemerkte.

Aber seit diesem Zwischenfall habe ich bis heute nie wieder lange Unterhosen getragen!

Nach diesem Auftritt schaukelte ich wieder in unserem Vorraum zurück. Bei diesem Abgang knallte mir noch eine feuersichere eiserne Tür an meinen schon etwas benommenen Kopf, so dass ich ein paar Tage mit einer dicken Beule an der Stirn herumliefe. Ich schlief noch einmal ein, bis mich der Nachtwächter des Hauses bei seinem letzten Rundgang weckte und sagte, es wäre schon fast Mitternacht, ich sollte mal langsam nach Hause gehen.

Am nächsten Tag gingen wir zu unserem Chef, um uns für den Vorfall zu entschuldigen. Er sagte, wir sollten gleich noch vor Beginn der Vorstellung zum Direktor kommen. Mit großem Unbehagen gingen wir dorthin. Wir schilderten ihm die Umstände, welche zu dem Vorkommnis geführt hatten. Er zeigte großes Verständnis, sagte aber:

„Meine Herren, Sie wissen, dass dieser Vorfall zur sofortigen Entlassung führen würde, aber da das Weihnachtsfest vor der Tür steht, wollen wir das Ereignis vergessen. Es wird sich sicher auch nicht wiederholen!!!“

„Auf Wiedersehen - und schöne Feiertage!“ Und so endete dieses Intermezzo!!!

Heute, meine Lieben, möchte ich weniger von meiner Arbeit, sondern etwas aus meiner Intimsphäre erzählen und zwar handelt es sich hier wieder einmal um eine Liebesgeschichte. Da seid ihr natürlich gespannt - oder?

Ihr werdet verstehen, dass ich - bevor ich mich dazu durchringe - eine Kraftinjektion benötige, indem ich einen ordentlichen Schluck Wodka trinke. Prost!!

Nun zu meiner LIEBESGESCHICHTE!

Einige von euch haben eine solche Geschichte schon, wie man sagt, am eigenen Leibe verspürt, und ich glaube, soweit es vorauszusehen ist, werden andere bald folgen.

Wie gesagt, diese Art von Liebesgeschichten kommen ja fast täglich vor, nur meine war von anderen Umständen begleitet.

Ihr braucht gar nicht zu grinsen bezüglich der anderen Umstände. Ich werde mich, um jeden Irrtum auszuschalten, verständlicher ausdrücken und nun ‚besondere Umstände‘ sagen.

Doch jetzt muss ich erst einmal einen weiteren Schluck nehmen - Prost!

Und nun geht es los!

Ich berichtete euch schon von einigen erlebten ‚Intermezzi‘. Diesmal handelt es sich um ein abgeschlossenes Werk, welches sogar amtlich bestätigt und nachweisbar ist.

Jahre vergingen bis ich dieses Werk vollendete. Die ersten musikalischen Motive fielen mir durch einen A-Saitenriss im Jahre 1929 - also vor etwa 12 Jahren - ein. Es war meine erste musikalische Begegnung mit meiner Schulfreundin URSEL und mein gleichzeitig erster Versuch ihre Liebe zu gewinnen.

Ich erzählte schon im I. Kapitel davon. Nun reihte sich im Laufe von 12 Jahren mit einigen Unterbrechungen Motiv an Motiv, bis das Werk mit dem Schluss endete, den Hafen der Ehe anzulaufen.

Die Uraufführung fand dann am 21. März 1941 (Frühlingsanfang) statt. Aber - wie sollte es auch in diesem Falle anders sein - gab es kleine Zwischenfälle und nicht das hundertprozentige Glück dieses Tages.

Der 21. März 1941 war ein Freitag. Die standesamtliche Trauung sollte um 10.30 Uhr stattfinden. Unsere Trauzeugen - Ursels Vater und mein Bruder Max - und wir natürlich saßen auf einer Bank im Flur des Standesamtes Weißensee und warteten auf die bevorstehende Zeremonie.

Es wurde 11.00 Uhr bzw. 11.15 Uhr, niemand kümmerte sich um uns.

Die Angestellten liefen mit etwas verwunderten Gesichtern an uns vorüber.

Mein Bruder ergriff die Initiative und ging in ein Dienstzimmer, um zu erfahren, warum wir so lange warten mussten. Er kam mit einer seltsamen Erklärung zurück.

Man hatte vergessen, dass heute, an einem Freitag, eine Trauung vorgesehen war. Der Gedanke, dass selbst Amtshandlungen von einem alten Aberglauben beeinflusst werden könnten, ist uns nicht gekommen.

Dieser Aberglaube besagte:

„Eine Heirat an einem Freitag führt zu einer unglücklichen Ehe!!!“

Nach eiliger Vorbereitung zu der nun folgenden Zeremonie haben wir dann - wenn auch mit etwas Wartezeit - als amtlich besiegeltes Ehepaar das Standesamt verlassen. Unsere Hochzeit wurde - wie es bei Bauernhochzeiten üblich ist - zwei Tage lang gefeiert.

Von einem Polterabend haben wir Abstand genommen. Erstens, weil es durch Kriegseinwirkung schon genügend Scherben gab und zweitens, weil der zukünftige Ehemann bei der dürftigen Notbeleuchtung auf den Treppenaufgängen vielleicht einige Scherben übersehen und nicht beseitigt hätte.

Unsere Hochzeitsfeier war jedenfalls - vom Krieg unbeeinflusst - sehr schön. Unser gemeinsames Eheleben begann jedoch mit einer Besonderheit.

Was heute schon fast zur Selbstverständlichkeit geworden ist, nämlich, dass werdende Ehepaare schon vor der Heirat oft einige Jahre zusammenleben und eine eigene Wohnung haben (was ich persönlich bei meiner Moraleinstellung für unsittlich halte - aber das nur nebenbei!!) ist uns versagt geblieben.

Wir hatten eben leider noch keine eigene Wohnung, bei unseren Eltern wohnen zu können, war aus räumlichen Gründen nicht möglich. Also lebten wir, abgesehen von gegenseitigen Besuchen, zunächst einmal (ohne Scheidungsvorhaben) ‚getrennt von Tisch und Bett‘.

Auch unsere geplante Hochzeitsreise fand erst drei Monate nach unserer Hochzeit statt.

Mein Brötchengeber machte vom 15. Juni bis 15. August Theaterferien, das Orchester hatte einen Monat Urlaub und machte dann anschließend eine vier Wochen dauernde Tournee durch Dänemark. Auf diese Tournee komme ich noch zurück.

Zunächst einmal etwas von meiner Hochzeitsreise.

Durch das Lied ‚Eine Seefahrt, die ist lustig‘ angeregt, machten wir

eine Seereise.

Natürlich nicht mit dem ‚Traumschiff‘ (wie im zweiten deutschen Fernsehen) wie ihr jetzt sicher denkt, denn da hätte uns zu der damaligen Zeit der Geleitschutz von sechs Torpedobooten der deutschen Kriegsmarine zu sehr gestört.

Wir fuhren mit unserem eigenen ‚Traumboot‘. Es trug den Namen ‚Herzi‘ und mit ihm waren wir ungefähr vier Wochen unterwegs. ‚Herzi‘ war ein Paddelboot für zwei Personen ohne Außenbordmotor, also absolut umweltfreundlich (kein zusammenlegbares, sondern ein festes Holzboot).

Viel Platz hatten wir in unserem ‚Traumboot‘ nicht, aber für unsere Reisekleidung und den Tagesproviant reichte es aus.

Gleich am zweiten Urlaubstag stießen wir von der Seepromenade Tegel aus ‚in See‘. Natürlich hatten wir ein Logbuch an Bord, in das wir alle Vorkommnisse auf unserer ‚Fluss-See-Reise‘ mit genauer mitteleuropäischer Zeitangabe eintrugen. (Das Buch kann übrigens auf Wunsch heute noch eingesehen werden).

Da wir kein Zelt besaßen und auch gerne in festen Quartieren nächtigen wollten, mussten wir gegen Abend immer unbedingt einen Hafen anlaufen. Unsere Reise sollte bis zum Müritzsee gehen.

Als wir am ersten Abend den kleinen Hafen von Lehnitz am Lehnitzsee (bei Oranienburg) erreichten, um hier eine Unterkunft für die Nacht zu finden, schlug der Versuch fehl. Es wurde schon langsam dunkel, so dass wir uns einen ruhigen Platz am Ufer des Sees suchten, dort unsere Anker auswarfen, um in unserem Traumboot die Nacht zu verbringen.

Es war nicht gerade bequem. Jeder musste, ohne sich umdrehen zu können, auf einer Seite liegen und den Kopf unter das Deck beider Bootsenden stecken.

Das Schlimmste war aber, dass die kleinen lieben Mücklein nach kurzer Zeit ihre Nachttänze über uns begannen und an unseren freiliegenden Körperteilen ihr Nachtmahl einnahmen.

Alle diese Umstände führten dazu, wenig Schlaf zu finden. Am nächsten Morgen konnten wir dann an besagten Körperteilen niedliche kleine Beulen, die sogenannte ‚Mückenpest‘ feststellen.

Nach dem Frühstück in wärmender Morgensonne setzten wir fröhlich und in bester Urlaubsstimmung unsere Reise fort. Doch ich möchte Euch jetzt nun nicht mit weiteren Reiseerlebnissen langweilen.

Wir sind jedenfalls mit einigen Unterbrechungen bis Stechlin am Rande des Müritzsees gekommen. Hier drängte die Zeit zur Heimfahrt. Es war eine herrliche Reise, manchmal zwar ein wenig abenteuerlich, aber wiederum auch ein einmaliges Erlebnis.

Zu Hause angekommen, erwartete uns eine große, besonders erfreuliche Überraschung.

Mein Schwiegervater hatte für uns eine Wohnung gefunden und sofort beziehbar gemietet. Ich konnte mich leider nicht um den Einzug kümmern, denn schon zwei Tage später, wovon ein Tag für eine Orchesterprobe vorgesehen war, fuhren wir auf unsere Wehrmachtstournee nach Dänemark.

Hiervon möchte ich euch am nächsten Freitag einige Erlebnisse und Eindrücke erzählen.

Heute, meine Freunde, nun ein kurzer Reisebericht über unsere Dänemark-Tournee. Es war eine Wehrmachtstournee für Wehrmachtseinheiten, die in Dänemark fest stationiert waren.

Unsere Reise in Reisebussen wurde auf der Hinfahrt in Kiel für 11/2 Stunden wegen eines Bombenangriffes unterbrochen. Eine für uns vorgesehene kurze Erholungspause mussten wir in einem Luftschuttkeller verbringen.

Für uns Berliner war es der erste direkte Bombenangriff mit Lichtausfall und kleinen Erschütterungen im Luftschuttkeller, den wir als unangenehmen Anfang unserer Tournee erlebten.

Nach diesem unschönen Zwischenfall fuhren wir bis zu unserem ersten Quartier in Esbjerg weiter.

Die ersten Eindrücke in Dänemark waren für uns längst ungewöhnlich geworden aber sehr erfreulich. Bei Eintretender Dunkelheit blieben die Städte hell erleuchtet. In den Geschäften bekam man noch alles ohne Abgabe von Lebensmittelmarken oder Textilmarken zu kaufen.

Ich erinnere mich an eine kleine Besonderheit dänischer Gewohnheiten. Wir besuchten ein Kaffeehaus und bestellten uns eine Portion Kaffee. Die Bedienung brachte uns eine Tasse und ein ‚Kopenhagener Gebäck‘.

Der Kaffee wurde aus einer großen Kanne eingeschenkt. Etwas verwunderlich für uns. Hatte man ausgetrunken, wurde sofort nachgeschenkt, bis der Bedarf gedeckt war.

Außerdem bekam jeder eine ca. einen Meter lange ‚Sandwich-Karte‘ mit 104 aufgeführten verschiedenen belegten Sandwiches. Ich weiß nicht, ob es so etwas heute noch gibt, könnte mir aber vorstellen, dass das wegen des starken Fremdenverkehrs abgeschafft worden ist.

Jetzt aber möchte ich noch von einer für mich und meine Kollegen unangenehmen und geradezu peinlichen Situation berichten.

Wir saßen oft nach unseren Konzerten zum Tagesabschlusschoppen in einem Restaurant zusammen.

Wenn dann zu bestimmten Zeiten, angekündigt durch das grandiose Tschaikowsky-Thema aus den Lautsprechern die neuesten Nachrichten bekanntgegeben wurden, welche ja nur aus Wehrmachtsberichten über den erfolgreichen Siegeszug der deutschen Wehrmacht bestanden, erhoben sich die Dänen und verließen das Restaurant. Erst nach dem Abschlussgesang ‚Wenn wir fahren gegen Engelland‘ kamen sie wieder herein.

Wir mussten auch erleben, dass oftmals auf der Straße vor uns ausgespuckt wurde, wenn die Dänen uns als Deutsche erkannten. Man muss dieses Verhalten und ihren Hass gegen uns zu der damaligen Kriegszeit verstehen.

Besonders, wenn einer oder der andere vielleicht auch den größtenwahnsinnigen Text eines Kampfliedes der SS und SA kannte:

„Denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“.

Ja, liebe Freunde, das waren sehr unerfreuliche Erlebnisse. Ich sollte vielleicht gar nicht davon erzählen, aber auch diese Erzählung gehört zu meiner Erinnerung.

Von unserer musikalischen Tätigkeit gibt es nichts Besonderes zu berichten. Wir hatten jeden Tag ein Konzert. In Kopenhagen wohnten wir sieben Tage, wovon wir an drei Tagen einen Auftritt hatten, an den übrigen Tagen spielten wir jeweils an einem anderen Wehrmachtsstandort.

Sie waren alle nicht weit voneinander entfernt. Dadurch haben wir auch viele Gegenden Dänemarks kennengelernt.

Ich kann mich nur an einige Städte wie: Odense, Arhus, Gedser, Helsingoer usw. erinnern.

Von dem erfreulichsten Erlebnis unserer Tournee muss ich Euch aber noch kurz berichten.

Wir bekamen das Angebot, von jedem Standort aus ein 10-kg-Paket nach Hause zu schicken, wovon wir zur Freude unserer Angehörigen natürlich auch immer Gebrauch machten.

In erster Linie schickten wir natürlich Lebensmittel, die man in Deutschland nur auf Marken oder Sonderzuteilung bekam. Mit weiteren kleinen Geschenken kamen wir nach dieser erfolgreichen Tournee wieder nach Hause.

Hier erwarteten mich nun zwei wunderbare Überraschungen.

Die erste war: Ich konnte in unsere fertig eingerichtete Wohnung einziehen, und die zweite sehr beruhigende Überraschung war: Meine weitere Zurückstellung vom Kriegsdienst für ein halbes Jahr.

Nun konnte ich erst einmal wieder meiner Theaterarbeit, einschließlich der Nebeneinsätze, Luftschutznachtwachen usw. nachgehen sowie mein Studium fortsetzen!

So, meine lieben Freunde und -innen, das war es für heute. Nächsten Freitag geht es weiter.

Na, habt Ihr Lust, noch etwas aus meinem musikalischen 'Lebenslauf' zu hören? Nach Eurer Zustimmung erzähle ich nun weiter.

Meine jetzt folgenden - ich betone es nochmals wahren Geschichten werden sich über einige Freitage hinziehen. Ich glaube, dass sie für euch trotzdem interessant, vielleicht sogar spannend aber auch belustigend sein werden!

Wenn ich so viel von meiner Zurückstellung vom Kriegsdienst erzähle, werdet Ihr vielleicht verstehen, dass gerade dieser Umstand für mich von größter Bedeutung war. Ohne diese Zurückstellung wäre mein Berufsleben schon längst zu Ende gewesen. Aber mein Schicksal wie ich es nenne - hat es für mich anders bestimmt - und das soll der Anfang meiner jetzigen Geschichten sein.

Das halbe Jahr meiner Zurückstellung ging zu Ende. Noch einmal versuchte unser Personalchef, bei dem zuständigen Wehrkreiskommando meine Freistellung vom Wehrdienst für meine Arbeit am Theater zu bekommen; es gelang ihm noch für zwei Monate.

In dieser Zeit begegnete ich wieder einmal einem guten Freund meines Schwagers. Er war Oberleutnant bei der Luftwaffe. Anlässlich eines Gespräches mit ihm erzählte ich auch von meiner kommenden Einberufung und dass ich für die Infanterie gemustert war.

Er sagte zu mir: „Eine weitere Zurückstellung ist ganz ausgeschlossen. Wenn ich dir einen Rat geben kann, dann melde dich umgehend freiwillig zum Kriegsdienst. So kannst du dir vielleicht noch deinen gewünschten Truppenteil - z.B. Luftnachrichten - auswählen und zu dieser Einheit eingezogen werden. Wenn du willst, gehen wir gleich in der nächsten Woche zusammen zu deinem zuständigen Wehrkreiskommando.“

Ich nahm seinen Rat dankend an. Wir gingen zusammen zum Wehrkreiskommando und mussten dort bis zum Aufruf im Vorzimmer warten. Er verschwand für kurze Zeit. Als er zurückkam, wurde ich hereingerufen.

Den genauen Ablauf und Vorgang der ganzen Angelegenheit kann ich nicht mehr schildern. Ich meldete mich jedenfalls ‚freiwillig‘ zum Kriegsdienst mit dem Wunsch, zur Luftnachrichtentruppe eingezogen zu werden. Man fragte mich noch nach meinem Beruf und dann konnte ich gehen. Jetzt brauchte ich nur noch auf meine Einberufung zu warten.

Am 24. April 1942 war es dann so weit, dass ich stolzer Soldat der Luftnachrichtentruppe werden durfte. Doch für heute genug, liebe Freunde, nächstes Mal mehr, denn ich gehe jetzt nach Hause - Tschüs, bis zum nächsten Freitag!

Heute, meine Lieben, fängt der Bericht über meine aktive Kriegsbeteiligung als Soldat an. Hierfür werde ich einige Freitagabende brauchen. Es sei denn, ich lade Euch zu einer Wochenendtagung auf ‚Burg Veldenstein‘ ein.

Aber, ehrlich gesagt, wird mir das Unternehmen zu teuer, womit ich aber nicht gesagt haben will, dass ihr mir das nicht wert seid. Ich halte mich in diesem Falle an das Sprichwort: ‚Bleibe in deiner Kneipe und ernähre dich bierlich!!‘

Na, denn Prost!! Und nun geht es los.

Wie schon gesagt, am 24. April um 09.30 Uhr begann mein Einzug in eine andere Welt. Der Treffpunkt war ausgerechnet im Foyer der ‚PLAZA‘, meiner vorjährigen Arbeitsstätte. Diese Situation war für mich sehr deprimierend.

Vor zwei Tagen saß ich noch im Orchestergraben und nun stand ich hier, meinen Pappkarton vor mir, um eine ungewisse Reise antreten zu müssen.

Von einigen Mitarbeitern, die schon mit der Vorbereitung für die erste Vorstellung beschäftigt waren, konnte ich mich noch verabschieden.

Dieser Abschied ist mir sehr schmerzlich gefallen.

Aber etwas ganz Persönliches möchte ich euch, meine Lieben, noch sagen:

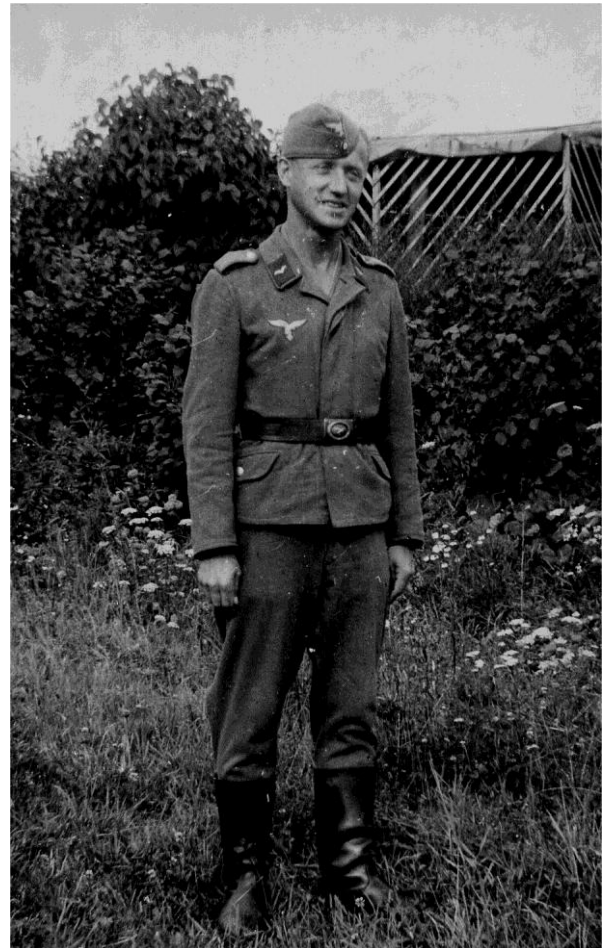
Wenn ich heute an unangenehme oder traurige Situationen in meinem Leben zurückdenke, so sehe ich es als ein Geschenk an, dass ich die Kraft hatte, meine Gedanken nach solchen Erlebnissen unmittelbar abschalten zu können, als wenn man eine Tür hinter sich zuschlägt.

Diese Kraft hat mir immer sofortige Erleichterung verschafft.

Auf dem Schlesischen Bahnhof stand unser Zug zur Abfahrt bereit. Jeder bekam eine ‚Marschverpflegung‘ - sprich: Fresspaket.

Nach der Menge des Inhaltes zu schließen, konnte man sich auf eine lange Reisezeit vorbereiten, und es wurde auch eine weite Reise.

Nach einer längeren Wartezeit in Warschau ging die Fahrt weiter nach Pinsk in Russland.



Ein altes ehemaliges Kloster wurde noch bei unserer Ankunft von einem Kommando einer anderen Kompanie umgebaut und zu Dienstzimmern, Schlafräumen, Speisesaal usw.- mit anderen Worten zu einer Kaserne eingerichtet. Die ‚Toilette‘ hatte ihr eigenes Haus, worauf ich später noch einmal zurückkomme.

Alle diese Umstände, womit ich jetzt nicht die Toilette meine, sondern den Umbau und die Einrichtung des Klosters zur Kaserne, führten dazu, dass wir Neuen noch eine Woche in unserer Zivilkleidung herumliefen.

Die Bekleidungskammer war noch nicht eingerichtet. Es gab noch keine Uniformen bzw. Dienstkleidung für uns. Unsere Beschäftigung hatte noch nichts mit Militärischem, sondern mit Planierungsarbeiten zu tun.

Der ehemals sicher sehr schöne, jetzt abgeholzte Klosterpark musste zum ‚Wutacker‘ - sprich: Exerzierplatz umgestaltet werden.

Nach einer Woche wurden wir dann, wenigstens äußerlich sichtbar, Soldaten der neu aufgestellten Luftnachrichten-Kompanie - Feldpost-Nr.: ?? (weiß ich nicht mehr).

Von meiner militärischen und technischen Ausbildungszeit möchte ich eigentlich nichts berichten. Sie hatte auch mit Musik nichts zu tun. Doch auch hier, wenn auch nur im weitesten Sinne, war mir die Musik eine Hilfe und brachte mir dienstliche Erleichterung.

An erster Stelle der technischen Ausbildung stand die ‚Morse-Telegrafie‘ zum Funker. Da die ‚Morse-Telegrafie‘ ausschließlich aus Zeichen von Punkten, Strichen für Buchstaben, Worten und kurzen Sätzen besteht, war sie für mich ein rhythmisches System.

Ich habe sehr schnell gelernt, nicht mehr die einzelnen Punkte oder Striche zu zählen, sondern die Gruppen zu hören; und hier glaube ich, dass es mit dem rhythmischen Gefühl in der Musik vielleicht zu vergleichen ist.

Man zählt normalerweise - ich habe es auch schon anders erlebt - beim schnellen 6/8 Takt nicht von 1 bis 6, sondern in Gruppen von halben Takten.

Jedenfalls war ich in kurzer Zeit einer der besten Funker. Ich konnte in einer Minute - wie man sagt - 100-120 hören und geben. Aber wiederum - und das möchte ich noch kurz erwähnen - brachte mir mein Können einen Nachteil.

Ich wurde in eine andere Kompanie zur Ausbildung als Bordfunker versetzt. Dort kam mir aber der Gedanke, dass nicht nur Wasser, sondern auch die Luft keine Balken hat, und ich konnte plötzlich nur noch 80 hören und geben.

Man schickte mich wegen Untauglichkeit zu meiner Einheit zurück. Vielleicht ist mir das ‚Ritterkreuz mit Schwertern‘ versagt geblieben, aber ehrlich gesagt, ist mir mein eigenes Kreuz wichtiger als ein Ritterkreuz mit Schwertern.

Doch nun zu den ersten mit in Erinnerung gebliebenen Eindrücken meiner Militärzeit, von denen ich euch gern berichten möchte.

Als ich noch als Zivilist an einem der ersten Abende vor dem im Flur angebrachten schwarzen Brett stand und mir die Bekanntmachungen durchlas, bemerkte ich plötzlich einen mit einem weißen Drillichanzug bekleideten Menschen, der neben mir am Boden lag.

Er war damit beschäftigt, Liegestützübungen zu machen und dabei eifrig laut zu zählen. Im Moment war mich nicht klar, ob ich mich noch in der Kaserne oder in einem Gymnastikraum befand. Als ich mich umdrehte, sah ich einen Unteroffizier hinter dem ‚Sportler‘ stehen.

Erst durch meine spätere Ausbildung und militärische Erziehung kam ich zu der Erkenntnis, dass der am Boden liegende Mensch dem Unteroffizier die vorschriftsmäßige Grußbezeugung oder den militärischen Sprachgebrauch: „Bitte an Herrn Unteroffizier vorbeigehen zu dürfen“ nicht erwiesen hatte.

Geradezu idiotisch fand ich die Übung des militärischen Grußes, es wurde wochenlang täglich eine halbe Stunde daran geübt. Etwa zwanzigmal musste man in strammer Haltung, die Augen auf den Vorgesetzten gerichtet, die Hand mit durchgedrückten Handgelenken an der Kopfbedeckung liegend, an diesem vorbeilaufen.

Entschuldigt, wenn ich davon so ausführlich erzähle, aber ich wurde bei dieser Übung, so wie bei ähnlichen für mich sinnlosen Übungen den Gedanken nicht los, dass im gleichen Moment, wo wir unser Handgelenk durch- oder nicht durchdrückten, in diesem wahnsinnigen Krieg so viele Menschen ihr Leben lassen mussten oder zu Krüppeln geschossen wurden.

Aber alle diese Übungen waren ja im ‚Handbuch für militärische Dienstvorschriften‘ festgelegt und dienten dem Zweck, die militärische Disziplin aufrecht zu erhalten.

Doch nun genug davon meine Freunde. Den angekündigten Bericht über unsere feudale Toilette möchte ich euch vorenthalten, da euch gerade das Essen serviert wird und der Bericht absolut unpassend wäre.

Ich wünsche euch guten Appetit.

Am nächsten Freitag erzähle ich weiter.

Nachdem ich Euch - meine Lieben - den ersten Eindruck meines Soldatenlebens geschildert habe, werde ich nun die Geschichte meiner Wehrmachtzugehörigkeit bis zum Ende (1951) erzählen.

Wenn ich an diese Zeit zurückdenke und mir durch meine Erzählung gerade jetzt vieles wieder in nähere Erinnerung gekommen ist, so glaube ich, dass ich die Kriegszeit sowie die Gefangenschaft durch viele Glücksumstände gut überstanden habe. Dieses alles habe ich an erster Stelle der Musik im wörtlichen Sinne zu verdanken. Hinzu kommen meine beruflichen Kenntnisse und Erfahrungen.

„Ohne Musik gäbe es kein Leben“ hat einmal einer unser großen Komponisten gesagt (leider weiß ich nicht wer!). Aber dieser Ausspruch trifft wirklich zu, wenn man einmal darüber nachdenkt. Ob es Festlichkeiten, Vergnügungen aller Art oder auch traurige Anlässe sind, Musik ist immer dabei.

So wurde auch schon bei früheren Kriegen mit Trompetensignalen zur Attacke geblasen. Aus meiner Kindheit weiß ich, dass während des I. Weltkrieges Kompanien von einer Regimentskapelle angeführt und zum Teil mit blumengeschmückten Gewehrläufen durch die Straßen marschierten, um an die Front geschickt zu werden.

Im II. Weltkrieg wieder sollten die Soldaten an den Fronten durch die sogenannte Wehrmachtsbetreuung zur Begeisterung für die bevorstehenden Siege oder Vernichtungsschlachten angeregt werden. Dazu wurden kleine Musik- oder Theatergruppen - oft unter eigener Lebensgefahr - bis in die vordersten Kampflinien geschickt.

Alle diese Betrachtungen bestätigen die vorher erwähnten Worte: ‚Ohne Musik gäbe es kein Leben!‘

Und nun - meine lieben Freunde kommen wir zu den Erzählungen von meinem ‚Kriegsglück‘ - ich nenne es einfach einmal so - durch die Musik und meinen Beruf.

Mein Glück begann im Grunde genommen schon mit der Zurückstellung von 2 1/2 Jahren vom Kriegsdienst und anschließend daran nicht zur kämpfenden Truppe eingezogen zu werden. Von den ersten Eindrücken meines Soldatenseins bis zum Ende der Grundausbildung habe ich euch ja schon erzählt.



Und so ging es dann weiter:

Die Kompanie wurde zur weiteren technischen Ausbildung nach Deutschland in ein kleines Städtchen Kreuzberg - in der Nähe von Liegnitz (damals Schlesien) - verlegt. Da die zur Ausbildung gehörenden Geräte noch nicht am Ort waren, begann für uns eine sehr ruhige Dienstzeit.

Abgesehen von einigen vorschriftsmäßigen militärischen Diensten wie: Kleine Ausmärsche, kurze Exerzierübungen (nur um unsere Glieder nicht versteifen zu lassen) und täglich zwei sogenannten ‚Putz- und Flickstunden‘ (damit der Tag nach Dienstvorschrift ablief) verlebten wir diese Tage sehr ruhig.

Aber das war es nicht nur allein. Die verheirateten Soldaten - außer mir waren es noch zwei Kameraden - bekamen zwei Wochen Heimaturlaub, den ersten Urlaub nach ca. vier Monaten. Vielleicht wurde in diesem Falle bei der obersten Kriegsführung an das natürliche Fortpflanzungsgesetz gedacht. Ich weiß es zwar nicht und es ist mir auch egal.

Ich war sehr glücklich, wieder einmal zu Hause sein zu können und dachte im Stillen bei mir:

„Watt doch so 'ne Ehe ooch manchmal für Vorteile haben kann!!“

Als ich nach den schönen Tagen schweren Herzens zu meiner Einheit zurückkam, waren schon alle mit dem Packen für einen Umzug nach Braunschweig-Querum beschäftigt. In Braunschweig standen nun die Geräte für unsere weitere Ausbildung bereit.

Hier wurden wir auf ein ganz neues, unhörbares Nachrichtensystem geschult und dann als I. R.V. (Richt-Verbindung) Kompanie in Dienst gestellt. Auch diese Zeit brachte für mich einen Glücksfall mit sich.

Davon möchte ich Euch noch schnell erzählen.

Die neuen technischen Geräte wurden in einer Fabrik in Berlin hergestellt. Um kleine Ausfälle an den Geräten gleich am Einsatzort reparieren zu können, wurden zwei Mann der Kompanie - ein Unteroffizier und ein Funker - drei Wochen nach Berlin zur ‚Sonderausbildung‘ abgestellt. Ob es nun Zufall oder der Umstand war, dass ich Berliner bin, weiß ich nicht. Jedenfalls war ich einer der beiden Abgestellten.

Ich konnte in dieser Zeit bei uns zu Hause wohnen, ging morgens um 07.00 Uhr zur Fabrik und war um 15.30 Uhr wieder zu Hause (siehe



Foto). Wie man sagt: ‚Ein (in diesem Fall nicht Un- sondern) Glück kommt selten allein‘. Dieser Ausspruch traf auch bei mir zu.

Wir wohnten in Tempelhof, Friedrich-Karlstraße, und die Fabrik war in der Alboinstraße, fünf Minuten Fußweg entfernt. Abgesehen von der Uniform, die ich tragen musste, fühlte ich mich ganz in das Zivilleben zurückversetzt.

Wir, meine Ursel und ich, besuchten meine Kolleginnen und Kollegen in der PLAZA und waren oft mit unseren Eltern oder Familien zusammen. Es waren drei glückliche Wochen für uns - - -

Zurück zum "Soldatenleben":

Nach Beendigung unserer Ausbildung wurden wir dann im ‚Kriegsdienst‘ eingesetzt. Am 22. Januar 1943 ging es los in Richtung Süden. Unsere Kompanie sollte sich noch am Afrika-Feldzug beteiligen. Es kam aber Gott sei Dank nicht so weit, da das Afrika-Corps sich nach verlorener Schlacht schon auf schnellstem Rückzug befand.

Unsere Kompanie wurde auf Sizilien in Messina fest stationiert. Ein großes Schulgebäude war unsere Unterkunft.

Wie es im Allgemeinen so üblich ist, befand sich in der Schule ein Klavier! Selbstverständlich musste ich es auf seine Gebrauchsfähigkeit prüfen - und siehe da es war bestens in Ordnung, sogar in guter Laune bzw. Stimmung. Diese ‚Überprüfung‘ des Klaviers gab den Anstoß zu meinem von jetzt an ‚militärisch-musikalisches Soldatenleben‘ während des Krieges.

Einzelheiten erzähle ich dann an den nächsten 10 - 20 Freitagen weiter.

‚Auf Wiedersehen‘ – ‚Ciao‘ – ‚Arrevederci‘ – ‚Dovidjenja‘.

So, Leute, nun geht's weiter! Wo waren wir stehengeblieben? Ach, jetzt weiß ich es schon wieder!

Bei meinem "Kasernen-Schulheim" in Messina. Wenn ich Euch nun bis jetzt so viel Unmusikalisches erzählt habe, so rechne ich mit Eurem Verständnis (?) und zwar dafür, dass alle Geschehnisse eine Entwicklungsdauer brauchen. So auch meine Entwicklung von der Rekrutenzeit zum Militärmusiker.

Doch nun e n d l i c h zur ‚MUSIKE‘!!

Wie schon von unserer jetzigen Schulkaserne berichtet, wurde sie für uns, wie es sich für eine Funkeinheit gehört, für eine langfristige Zeit ein fester Standort und dementsprechend von uns



ingerichtet.

Die Aula wurde unser ‚Diskussionsraum‘, im Volksmund ‚Kantine‘ genannt. Hier traf man sich nach Dienstschluss, um über italienische Weine, Biere und andere Alkoholitäten zu ‚diskutieren‘.

Zur musikalischen Untermalung war ich als Alleinunterhalter eingesetzt, wodurch ich wiederum von vielen militärischen Diensten befreit war und viel persönliche Freizeit für mich hatte.



Es sprach sich schnell herum, dass ich auch Akkordeon spielen konnte. In kurzer Zeit stand mir ein Akkordeon (wo es herkam, weiß ich nicht) zur Verfügung.

Ein Akkordeon ist ja vom Instrument her ‚umgangsfreundlicher‘ als ein Klavier. Ich konnte so von Tisch zu Tisch gehen, wo in diesem Falle für das Klavier ein ‚Klavierrückkommando‘ dienstlich hätte abgestellt werden müssen.

Eines Abends fragte mich mein Kamerad Axel (seinen Nachnamen weiß ich nicht mehr), ob er auch einmal spielen dürfte. „Aber natürlich.“ Axel spielte sehr gut und war außerdem noch ein guter Sänger - apropos ‚Sänger‘ müsst Ihr mir bestätigen, dass ich heute noch ein guter Sänger bin, wenn ich bei unseren Orchesterproben die fehlenden Bläserstimmen (unentschuld bare Ausreden wie: „Meine Tante Anna hat am Freitag Geburtstag“ oder „Ich fahre übers Wochenende ein paar Tage weg“) - dies als Anmerkung - mit meinem Gesang ersetze.

Doch das nur nebenbei. Zurück zum Axel.

Axel war kein Profi. Er war von Beruf Bäcker und Konditor. Wir verstanden uns musikalisch sehr gut, ebenso beruflich, denn wenn er an Sonn- oder Feiertagen zum Kuchenbacken kommandiert wurde und er unbedingt einen Assistenten brauchte, so wählte er mich dazu aus.

Gemeinsam verbrachten wir unsere dienstfreie Zeit mit Spaziergängen durch die Stadt und ihre nähere Umgebung.

Lasst mich kurz von einem folgenreichen Spaziergang erzählen.

Außerhalb der Stadt besuchten wir eine Osteria - kein vornehmes Restaurant wie bei uns - sondern eine echte urwüchsige italienische Weinkneipe. Als wir

eintraten, schlug uns eine stark von Wein und stinkendem Rauch geschwängerte Luft entgegen. Der Raum war fast dunkel, Von der Decke hing an einem Draht eine nur in die Fassung geschraubte Glühbirne herunter, die, wenn auch wenig, etwas Licht verbreitete.

Wir setzten uns an einen Tisch und konnten, nachdem wir uns dann etwas an das ‚strahlende Licht‘ gewöhnt hatten, auch unsere nähere Umgebung ausmachen. An den Nebentischen saßen schwarzhaarige, bärtige, unrasierte, kartenspielende und sich lautstark unterhaltende Gestalten. Sicher waren das Bauern aus der näheren Umgebung.

Axel ging zum Schanktisch und holte für uns einen Liter Wein. Er kam mit einer Weinkaraffe in Form eines Emailletopfes und zwei milchglasähnlichen Gläsern zurück. „Sieh Dir mal die Theke an“, sagte er zu mir. Unauffällig tat ich das. Der Schanktisch war, wie das ganze Lokal, peinlich sauber.

Dahinter stand eine Blechschüssel mit etwas grauschimmerndem Wasser gefüllt zum Spülen der Milchglasgläser und Emailletöpfe, welche umgestülpt auf dem Schanktisch standen. Nach einer Speisekarte haben wir nicht gefragt!!!

Die vier verschiedenen Weine wurden direkt aus Fässern ausgeschenkt und schmeckten ganz vorzüglich. Axel meinte, besser als italienische Exportweine. Da er in der Rhein-Wein-Gegend zu Hause war, konnte er dies wohl beurteilen.

Die Gäste von den Nebentischen versuchten, mit uns in ein Gespräch zu kommen, was aber leider mit den wenigen Brocken italienischer Sprache, die wir konnten, nicht möglich war, zumal die Sizilianer in ihrem Dialekt sprachen. Aber durch Gesten und Handlungen konnten wir dann verstehen, was gemeint war.

Offensichtlich hatten sie uns zur ‚Weinprobe‘ eingeladen. Wir hatten unsere Karaffe kaum ausgetrunken, da stand schon wieder ein gefüllter Emailletopf auf unserem Tisch. Dieser Vorgang wiederholte sich noch mehrere Male, bis wir aufbrachen, um nach Hause zu marschieren.

Als wir aus der ‚Weinstube‘ ins Freie traten, beeinflusste die warme Luft - 33° im Schatten - unser ‚Marschieren‘. Es war ein wahres Glück, dass mein Freund Axel gehfähiger war als ich. Ich konnte mich später an den Heimweg nicht mehr erinnern.

Für den nächsten Tag war ich gezwungen, mich dienstunfähig zu melden, was ein Foto bewies, das meine lieben Kameraden am nächsten Morgen von mir machten - - -.

Für eine Zeit wurde unsere ‚Zwei-Mann-Kompanie-Band‘ getrennt. Ich bekam eines Tages Fieber und wurde wegen Verdachtes auf Malaria in die Sanitätsstation Messina eingewiesen.

Die Sanitätsstation war in einer großen Villa mit einem schönen Garten und einer großen Terrasse untergebracht.

Nach drei Tagen war ich fieberfrei, aber sicher noch ‚verdächtig‘. So konnte ich bei schönstem Wetter und herrlicher Umgebung vierzehn Tage ‚Sommerurlaub‘ erleben.

Mein Freund Axel besuchte mich natürlich so oft er nur konnte. Er brachte mir Notenpapier mit, und ich konnte in ruhiger Umgebung komponieren. In dieser Zeit entstanden zwei Werke, die ihr schon kennt und auch gespielt habt.

Die ‚Tarantella‘ und ein Fox-Intermezzo für Akkordeon ‚Landserfreuden‘- (jetzt ‚Saitensprünge‘).



Jedenfalls waren es vierzehn schöne Tage.

Man sollte nicht meinen, dass die Musik im weiteren Sinne - auch zu lebensgefährlichen Situationen führen kann, wie ich sie selbst erlebte. Lasst mich die kleine Geschichte oder Episode noch erzählen.

Dazu muss ich aber noch einmal auf mein autodidaktisches Studium im Akkordeonspielen zurückgreifen. Ohne dieses Instrument hätte es nicht zu den lebensgefährlichen Situationen kommen können.

Zur Einführung gehört aber folgende Vorgeschichte:

Ein Oberleutnant, direkt vom vordersten Fronteinsatz kommend, wurde der stellvertretende Kompaniechef unserer Einheit. Zum besseren Verständnis für unsere späteren gemeinsamen ‚Kriegseinsätze‘ muss ich euch diesen Typ etwas näher schildern.

Er war groß, kräftig und hatte ein Kreuz wie ein Kleiderschrank. Früher hätte man ihn als einen ‚alten Haudegen‘ bezeichnet, heute würde man vielleicht ‚alter Kämpfer‘ (mit meinem persönlichen Zusatz: ‚mit Blut an de Beene‘) sagen.

Sein Verhalten der Mannschaft gegenüber war sehr kameradschaftlich im Gegensatz zu den Offizieren, die von der Schule oder aus dem Stab kamen. Der Abstand zwischen Offizieren und Mannschaft musste stets gewahrt bleiben.

Der ‚alte Kämpfer‘ nahm gern ‚einen zur Brust‘ und liebte vergnügliches ‚Zusammensein‘.

Dazu gehörten auch Besuche von Freunden in anderen auf Sizilien stationierten Einheiten. Sein Dienst ließ es offensichtlich zu, davon Gebrauch zu machen.

Und so komme ich nun zu unseren lebensgefährlichen ‚Kriegseinsätzen‘.

Oftmals nach dem Mittagessen, wenn er mich sah, hörte ich schon von weitem seine Stimme: „SOMMER, holen Sie sich Ihren Stahlhelm!“ Beim ersten Mal fand ich keine Erklärung für diesen dienstlichen Befehl. Als ich mich bei ihm meldete, sagte er: „Holen Sie sich Ihr Akkordeon“.

Ich bedauere es sehr, kein Foto von uns zu haben. Es wäre bestimmt eine selten komische Aufnahme gewesen. Stellt Euch vor: Zwei Soldaten mit Stahlhelmen und einer davon hat auf seinem Rücken ein Akkordeon (ohne Etui) geschnallt!!

„Halten Sie sich gut fest“, sagte er noch. Und nun erlebte ich meinen ersten, sich noch oft wiederholenden und stets mit Lebensgefahr verbundenen musikalischen ‚Fronteinsatz‘!

Ja, warum aber "lebensgefährlich"? Das muss ich Euch natürlich näher erklären.

Mein ‚Herr Oberleutnant‘ war ein leidenschaftlicher, rasanter - ich möchte sagen fast artistischer - Motorradfahrer. Es machte ihm offensichtlich besonderen Spaß, steinige, unwegsame Straßen oder Landwege zu befahren. Allerdings muss ich dazu bemerken, dass es auch nur wenige asphaltierte Verbindungsstraßen zwischen größeren Städten auf Sizilien gab.

Als wir am ‚Einsatzort‘ abstiegen, musste ich erst meine etwas durcheinander geratenen Knochen sortieren und den wie Mehlstaub feinen Sand abschütteln. Dann begann mein Einsatz als ‚Alleinunterhalter‘ im alkoholischen ‚Kampfgetümmel‘ der Anwesenden.

Zum Abendessen fuhren wir dann wieder nach Hause. Die Rückfahrt war häufig **w i r k l i c h** mit Lebensgefahr verbunden - und das nicht ohne Grund.

In Messina fuhren damals noch Straßenbahnen antiker Bauart. Alle hatten dem dortigen Klima entsprechend offene Wagen, fast immer innen und außen mit hängenden Fahrgästen voll besetzt.

Wollte der Fahrer die Bahn wegen plötzlich auftretender gefährlicher Situationen zum Stehen bringen, musste er eine Handkurbel schnell betätigen, um die Bremsen anzuziehen. Dementsprechend lang war auch der Bremsweg - was Ihr, meine lieben Autofahrerinnen und -fahrer am besten beurteilen könnt.

Ich habe meinen ‚Fahrer‘ nie gefragt, aber ich glaube, er hatte ein

besonderes Vergnügen daran, den Straßenbahnfahrer in ‚Bremsschrecken‘ zu versetzen.

Er fuhr direkt auf die entgegenkommende Bahn mit dem verzweifelt kurbelnden Fahrer bis auf zehn Meter Entfernung zu, um dann mit einem Schwenker nach rechts oder links -je nach Möglichkeit - an der Straßenbahn vorbeizufahren.

Ich konnte mich an diese Fahrweise beim besten Willen nie gewöhnen und war jedes Mal dankbar, wenn ich wieder gesund vor unserer Unterkunft absteigen konnte, statt im Lazarett zu landen.

Das war es - meine Lieben - von meinem musikalischen ‚Fronteinsatz‘ auf Sizilien.

Nächsten Freitag mehr von einem anderen Ort meiner musikalischen Tätigkeiten, Bis dahin ‚Auf Wiedersehen‘ und geht auch bald nach Hause!!

Wieder einmal wurde ich krank. Ich hatte mir eine Hepatitis - im Volksmund tropische Gelbsucht - eingefangen und wurde sofort in eine Lazarettstation in Brindisi eingewiesen.

Am zweiten Tag meines Aufenthaltes dort ging es mir so schlecht, dass ich glaubte, diesen nicht mehr zu überstehen. Dieser Zustand war wohl ein Grund, mich schnellstens ‚loszuwerden‘!!

Ich bekam eine Fahrkarte für die Bahnfahrt von Brindisi nach Neapel. Diese Reise wird mir immer in Erinnerung bleiben.

Gesundheitlich fühlte ich mich hundeeelend. Der Zug war voll besetzt. Ich bekam aber einen Sitzplatz in einem Abteil. Ein Schwall von stinkiger Luft schlug mir entgegen - und das (vielleicht könnt Ihr es Euch vorstellen) in meinem k---üblen Zustand.

Die Fahrt von Brindisi nach Neapel dauerte ca. acht Stunden. Der Zug hielt auf jeder kleinen Station. Hinzu kam noch ein Aufenthalt von zwanzig Minuten in einem Tunnel wegen eines eventuellen Fliegerangriffes. Das war für mich mehr als eine Quälerei.

Um 18.00 Uhr kam ich dann in Neapel an. Ein Sani-Wagen holte mich und noch andere Kameraden vom Bahnhof ab und brachte uns in ein Lazarett. Das Lazarett war ein großes Krankenhaus. Es war voll belegt, so dass ein großer Teil der Kranken oder Leichtverwundeten zunächst in Zelten untergebracht wurde.

Meine neben mir liegenden Kameraden sagten: ‚Heute Abend kommt noch eine stabsärztliche Visite, bei deinem Zustand kommst du bestimmt nach Deutschland‘. Vielleicht wollten sie mich trösten oder mir Mut machen.

Die Visite kam. Ohne Untersuchung wurde mir eine Karte um den Hals gehängt mit der Bemerkung: ‚Mit dem nächsten Krankentransport werden Sie verlegt‘. Und so kam es dann auch.

Am nächsten Tag wurde der zusammengestellte Transport in einem Bus nach Rom gefahren und in einen Lazarettzug verladen. Als nach einiger Zeit der Zug abfuhr, überkam mich ein erlösendes Gefühl. Erstens, wieder einmal in einem sauberen Bett zu liegen und zweitens, die Hoffnung zu haben, nach Deutschland zu kommen.

Ich hatte noch das Glück, ein Fenster neben meinem Bett zu haben und konnte mir auf der Fahrt, wenn ich mich zeitweilig besser fühlte, die ‚Gegend‘ ansehen.

Ein unangenehmes lebensgefährliches Erlebnis auf dieser Reise bleibt mir noch in Erinnerung, wovon ich Euch noch erzählen möchte.

Unser Zug hielt plötzlich auf dem Bahnhof Bologna. Ich sah von meinem Fenster aus, dass alle Menschen einschließlich des gesamten Zugpersonals fluchtartig den Bahnhof verließen. Wir hörten die Sirenen

heulen - FLIEGERALARM!!!

Die ‚beliebtesten‘ Angriffsziele waren bekanntlich Bahnhöfe, Gleisanlagen oder militärische Stützpunkte. Man überließ uns unserem Schicksal. Was hätte man auch anderes tun können?

Dieser Kelch ging an uns vorüber. Wir hörten nur das Brummen der überfliegenden Bomber. Man hatte doch ein unangenehmes und ängstliches Gefühl, dieser Gefahr schutz- und hilflos ausgesetzt zu sein. Nach diesem Zwischenfall ging dann die Fahrt weiter und endete in Baden-Baden.

Ein Sani-Wagen brachte uns in unser Lazarett zum ‚Kuraufenthalt‘, um später auf den Spuren Goethes und anderer prominenter Gäste des mehr als hundert Jahre bestehenden Kurbades zu wandeln.

Das Lazarett war in einem ehemals feudalen Kurhaus eingerichtet. Gleich nach der Ankunft der neuen ‚Kurgäste‘ mussten wir uns einer Vollreinigungsprozedur einschließlich genauester Suche nach kleinen Tierchen, die sich an besonderen Haarstellen unserer Körper gern aufhalten, unterziehen.

Dann wurden uns unsere Uniformen abgenommen, und wir bekamen die einheitliche Anstaltskleidung.

Anschließend führte man uns feierlich in den Speisesaal. Es gab noch ein warmes Essen - Kohlrouladen -. Nach meiner mehr als 24-stündigen Fastenzeit habe ich mit Appetit einen guten Teil meiner Portion gegessen.

Wenn ich - meine Freunde - etwas ausführlicher davon erzähle, so hat das seine Bedeutung, besonders für die Musiker unseres Orchesters. Weiter! -

Nach dem Essen ging es zur Bettruhe. Ich kam in ein Dreibettzimmer, in dem schon zwei Kameraden - Egon und Alfred - (von gleicher Krankheit befallen) aber weitgehend genesen, untergebracht waren. Wir verstanden uns vom ersten Augenblick an sehr gut.

Nach kurzer Zeit kam dann (meine) Schwester Maria (nicht leibeigene), sondern Krankenschwester zur ersten Begrüßung. Nebenbei bemerkt, komme ich auf m e i n e später noch zurück.

Nach einiger Zeit kam dann der Stabsarzt zur ersten Untersuchung. U. a. fragte er mich, ob und was ich denn schon gegessen hätte. Ich sagte ihm, mit voller Überzeugung, in meinem Krankheitszustand etwas Erfreuliches zu berichten, dass ich eine gute Portion Kohlrouladen gegessen habe.

Plötzlich sah ich seinen erschreckend veränderten Gesichtsausdruck und hörte seine Worte: „Wie kann man S i e denn Kohlrouladen essen lassen?“ Diese Frage konnte ich ihm nicht beantworten. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass man hier - wenn auch in einem sehr vornehmen und feudalen Hotel – ‚à la Carte‘ essen konnte. Jedenfalls war ich glücklich, wieder in einem richtigen Bett zu liegen und gut versorgt zu werden.

Ja, meine Lieben, das war der Beginn eines neuen erfreulichen Lebens. Doch nun muss ich wieder auf die Musik - meine hauptsächliche Erzählungsgrundlage - zurückkommen.

Doch davon am nächsten Freitag - wie immer um 19.30 Uhr Probe!!! Gute Nacht und Tschüs!

Nun begann die Krankheitsbehandlung und Betreuung.

Absolute Betruhe bis auf das Mittag- und Abendessen, strenge Diätkost, ca. acht Wochen mittags und abends Milchbrei in verschiedenen Variationen wie: Grieß, Haferflocken, Nudeln usw. Ab und zu einmal ein Butterbrot.

Das Schlimmste für uns Diätiker war, dass wir, um in unseren Essraum zu kommen, immer durch den Vollkostspeisesaal gehen mussten und dort dann die Fleisch- oder Wurstplatten sahen.

Aber, was sein muss, das muss sein!!!

Zur körperlichen Behandlung gehörte ein heißer Bauchwickel, so heiß, wie man es ertragen konnte. Ausgeführt von unserer Schwester MARIA. Sie hatte oft ihren Spaß daran, wenn wir bei der Prozedur stöhnten oder u n s e r e entsprechenden Bemerkungen dazu machten.

Wir kamen nun auf den Gedanken, ein Andenken von uns Dreien zu hinterlassen und verfassten gemeinsam ein B a u c h w i c k e l i e d.

Alfred zeichnete das entsprechende Titelblatt und ich machte die Musik dazu (mit Klaviersatz) - (s .Foto nächste Seite).

Als Maria wieder mit ihrem bzw. unserem heißen Bauchwickel kam, sangen wir ihr das Lied vor und überreichten es zum Andenken an uns Drei! Wie es dazu gekommen ist, dass ich es jetzt besitze, kann ich nicht sagen.

Jedenfalls wurde der BAUCHWICKELSONG beim ganzen Pflegepersonal bekannt. Und anscheinend nicht nur in unserem Lazarett.

Ein paar Tage nach unserer Erstaufführung bekamen wir an einem Vormittag Besuch von zwei Schwestern, beide gleichen Namens, nämlich unsere Maria und eine Schwester M a r i a aus einem anderen Lazarett.

Da ich im Laufe meiner Soldatenzeit noch weitere Marias kennenlernte, werde ich sie in meiner Erzählung zu eurem besseren Verständnis - liebe Freunde - mit MARIA I - MARIA II usw. bezeichnen.

Mit Maria II kam natürlich schnell ein Gespräch über unsere musikalische Tätigkeit auf; sie war eine ausgebildete Sängerin. Mit ihrer Freundin, einer Klavierlehrerin, machte sie in den verschiedenen Lazaretten kleine Liederabende zur musikalischen Betreuung der Patienten.

Als ich ihr von meiner beruflichen Tätigkeit erzählte, wurden natürlich gleich gemeinsame Auftritte beschlossen. Da ich kein Instrument zur Verfügung hatte, kam Maria II schon am nächsten Tag mit einer Kollegin, von der ich eine sehr gute Geige geliehen bekam.

Meine Frau schickte mir umgehend Noten der Unterhaltungsmusik, aber auch meine Konzerte und Studienmaterial. Ich bekam ein Zimmer zugewiesen und konnte nun ungestört - wie es die Zeit zuließ - täglich üben. -

Hier muss ich noch sagen, dass ich inzwischen nicht mehr bettlägerig

war, wieder eine neue Uniform bekam und täglich kleine Spaziergänge machen durfte bzw. sollte, was zur Therapie gehörte und was wir zu dritt - hier sind meine Zimmergenossen gemeint - nach Möglichkeit reichlich wahrnahmen.



Wir - meine neuen Freundinnen Maria II, Erika (die Pianistin) und ich - trafen uns so oft es zeitlich möglich war, um für ein Unterhaltungsprogramm zu proben.

Unsere Pianistin hatte anfänglich, wie alle klassischen Pianisten, einige Schwierigkeiten in der für sie unbekanntem Spielart der U-Musik zu überwinden. Es dauerte aber nicht lange und wir hatten ein einstündiges Programm zusammen. Unsere ‚Lazarett-Tourneen‘ konnten beginnen.

Da in Baden-Baden alle Kurhäuser und die großen Hotels zu Lazaretten umgestaltet waren, hatten wir auch entsprechend viele Auftritte.

Einmal wurde mir nach unserem Spielen von einem Sanitätshauptfeldwebel sogar ein sehr gutes Saxophon zur Verfügung gestellt. So konnten wir unser Programm noch abwechslungsreicher gestalten. Häufiger war ich auch bei Erika eingeladen worden, um mit ihr zu spielen.

Zwischenbemerkung:

Mit dem Wort ‚Spielen‘ sind Sonaten und Violinkonzerte gemeint; das sei gesagt, um eventuelle Missdeutungen von vornherein auszuschließen!

Jedenfalls kann ich sagen, dass ich mich trotz meiner Krankheit in meine frühere Berufsausübung zurückversetzt fühlte.

Nach ca. fünf Wochen glaubte ich auch, meine Krankheit überwunden zu haben. Es war aber offensichtlich nicht so, denn die Therapie mit Medikamenten, vorgeschriebenen Spaziergängen einschließlich der ‚leichten Kost‘ wurde fortgesetzt.

Meine Schwester Maria I sorgte - vielleicht aus Mitleid oder zwischen uns entstandener näherer Freundschaft für etwas Abwechslung in meinem Speiseplan. Wenn ich abends in mein Bett ging, lag regelmäßig ein gut belegtes Brötchen, von Maria eingeschmuggelt, in meinem Nachttischkasten.

Durch meine musikalische Tätigkeit hatte ich auch die Freiheit, das Lazarett ohne Ab- und Rückmeldung bis 22.00 Uhr zu verlassen.

Diese Möglichkeit nutzte ich natürlich aus, um mit meiner durch die belegten Brötchen gewordenen Freundin Schwester Maria I an ihren dienstfreien Nachmittagen ausgedehnte Spaziergänge zu machen oder ein außerhalb der Stadt gelegenes Kaffee zwecks einer ‚Trinkkur‘ (Kaffee natürlich) zu besuchen. Die ‚rein psychologische Therapie‘ wirkte sich äußerst günstig auf meine Genesung aus.

Ein kleines Intermezzo Op. 4 möchte ich nicht versäumen, Euch aus meinem Lazarettaufenthalt zu erzählen.

Freundin Schwester MARIA I sagte eines Tages zu mir:

„Ich habe zwei Karten für ein Konzert im Kurhaus besorgt und lade Dich dazu ein, es spielt Barnabas von Geci mit seinem Unterhaltungsorchester“.

Kleine Zwischenbemerkung:

Wer mich kennt, weiß, dass mir Einladungen von Damen schon immer sehr peinlich waren - aber was sollte ich machen? Ich wollte Freundin Schwester Maria I nicht, wie man sagt, vor den Kopf stoßen und nahm die Einladung an.

Für besondere Veranstaltungen bekam man verlängerte Ausgehzeit. Ich hätte mich aber gleich nach dem Konzert zurückmelden müssen.

Meine Freundin Schwester Maria I und ich waren uns darin einig, dass wir den Genuss des Konzertes noch ausklingen lassen mussten. Um diese Möglichkeit zu haben, musste ein separater ‚Einstieg‘ gefunden werden. Bis auf die Tür am Haupteingang waren alle anderen Türen des Hauses verschlossen. Es blieb so nur ein im Hochparterre zum Flur führendes Fenster übrig.

Meine beiden Zimmerkumpels versprachen mir, darauf zu achten, dass das Fenster offen blieb.

Nachdem wir, meine Freundin Schwester Maria I und ich in einer herrlichen Sommernacht durch den schönen Kurpark lustwandeln und an einigen Parkplätzen ausruhten, trennten wir uns, bedauernd, dass die Zeit so schnell vergangen war, gegen 02.00 Uhr nachts.

Dann schlich ich mich zu meinem Kurhaus. Jetzt waren noch einige körperlich anstrengende Schwierigkeiten zu überwinden. Zuerst musste ich die Mauer erklimmen. Das Fenster stand, wie verabredet, offen. Mit einem besonders anstrengenden Klimmzug hievte ich mich hoch und gelangte zunächst auf den Flur und dann in mein Zimmer. Die ganze Aktion verlief unbemerkt.

Meine Kumpels wurden natürlich wach. „Du bist ja schon da, wie war es denn?“ war ihre erste Frage. „Das Konzert war sehr schön“. -

„Na, ja, das meinen wir nicht, es dauerte doch sicher nicht bis 2 Uhr. Wir meinen, wie es nach dem Konzert war?“

Sie wollten es natürlich ganz genau wissen! „Es war auch schön“, antwortete ich, „wir wandelten Hand in Hand durch den schönen Kurpark und genossen die herrliche Sommernacht“.

„Ach, nennt man das jetzt so?“, fragten sie mit höhnischem Grinsen. „Ich muss jetzt erst einmal in mein Bett gehen, ich bin hundemüde“, sagte ich. „Ja, das glauben wir dir, du bist sicher sehr kaputt - Gute Nacht!“ „Gute Nacht!“

Nach ungefähr acht Wochen war ich wohl ausgeheilt. Die Behandlung einschließlich der Schonkost wurde abgesetzt. Abgesehen von den ersten vierzehn Tagen verlebte ich sechs sehr schöne Wochen.

Nun musste ich täglich mit meiner Entlassung rechnen. Nichts

dergleichen geschah. Unser Unterhaltungstrio Maria II, Erika und ich tingelten in gewohnter Weise weiter. Meine Kameraden waren inzwischen schon entlassen und ich hatte sogar für eine Zeitlang das Zimmer für mich allein.

Ich bekam allmählich das Gefühl, nicht mehr Soldat, sondern ein Kurgast in Baden-Baden zu sein. So vergingen einige Wochen, bis ich mich Anfang Dezember beim Oberstabsarzt melden musste.

Er sagte: „Sie werden sicher selbst gemerkt haben, dass Sie längst gesund und entlassungsfähig sind. Wir haben Sie wegen Ihrer musikalischen Tätigkeit hier behalten. Wir würden Sie gern noch über Weihnachten hier haben, aber wir erwarten in den nächsten Tagen eine Visite von oberster Stelle (sprich: Aufräumungskommando) und darum müssen wir Sie vorher entlassen. Unsere Damen und Sie haben mit Ihrer Musik Ihren Kameraden viel Freude und Abwechslung bereitet. Ich wünsche Ihnen weiterhin alles Gute – „Auf Wiedersehen!“

Diese Verabschiedung war so unmilitärisch, dass ich innerlich gerührt war und vergaß, Soldat zu sein.

Am 11. Dezember wurde ich mit dem Urlaubsschein für zwei Wochen Heimat- und Genesungsurlaub in der Tasche entlassen.

Ich konnte mich selber nicht so schnell von Baden-Baden trennen und blieb noch einen Tag bei meiner Kollegin Schwester MARIA II. Am nächsten Morgen wurde ich dann von allen Freunden (-innen) außer Schwester MARIA I auf dem Bahnhof verabschiedet. Ein schöner, glücklich verlebter Abschnitt meiner Militärzeit war damit fast beendet - aber davon erzähle ich euch am nächsten Freitag.

Bis dahin – „Auf Wiedersehen“!

Na dann - meine Lieben - auf geht's, ich erzähle weiter. Wenn Ihr genug davon habt, braucht ihr nicht mehr zuzuhören, doch ich erzähle trotzdem weiter!!

Also: Am 12. Dezember ging es dann Richtung Heimat. „Leb' wohl, Baden-Baden! Du wirst mir noch lange in Erinnerung bleiben!“

Vier Wochen Urlaub, vier Wochen zu Hause sein - welch ein glückliches Gefühl? Dazu noch über Weihnachten und Neujahr. Wie sollte es anders sein, e i n ‚schwarzer Tag‘ gehört wohl immer zum Glücklichsein - und das war der 23. Dezember!!!

21.00 Uhr - Fliegeralarm!

Alle ab in den Luftschutzkeller. Jeder Soldat, auch Urlauber, musste sich laut Befehl bei dem Hausluftschutzwart melden, um gegebenenfalls Hilfe zu leisten. Ich stand mit unserem Luftschutzwart im Hausflur. Es krachte um uns herum. Fensterscheiben klirrten, die Hauswände erzitterten. Unser Haus blieb bis auf einige Fensterscheiben von der Zerstörung verschont.

Als wir auf die Straße gingen, sahen wir brennende Phosphorkanister und Brandbomben liegen. In manchen Häusern brannte es, aber größere Zerstörungen waren zunächst in unserem Stadtteil nicht festzustellen. Mit den offiziellen Hilfstruppen wurde mit den ersten Hilfs- und Aufräumarbeiten begonnen. Es war eine der schwersten Bombardierungen Berlins.

Da ich bisher diesen wahnsinnigen Krieg weder an der Kampffront noch einen solchen Bombenangriff erlebt hatte, wurde mir erst richtig bewusst, wie kriegsfern ich bei meiner Einheit lebte.

Abgesehen von diesem schrecklichen Abend war der Urlaub - vier Wochen zu Hause zu sein - sehr schön. Am 11. Januar war er dann zu Ende.

Ich musste erst nach München, um mich dort bei der ‚Frontleitstelle‘ zu melden. In München erlebte ich noch eine sehr erfreuliche Überraschung. Meine Freundin Schwester MARIA 1 wusste vom Ende meines Urlaubs und erwartete mich auf dem Bahnhof. Es war eine wirkliche Überraschung, denn ich hatte mich durch die lange Urlaubszeit gedanklich schon völlig von Baden-Baden gelöst. Nun war der lange Aufenthalt in Baden-Baden doch noch nicht endgültig zu Ende.

Erst am nächsten Morgen holte ich mir den Befehl, meine Reise nach Jugoslawien zu einer neuen unbekanntenen Einheit fortzusetzen.

Als ich nach unserer Verabschiedung im Zug saß, habe ich meine Gedanken

und Erinnerungen an Baden-Baden gänzlich ausgeschaltet. Ich habe, wie ich schon einmal sagte, eine Tür hinter mir zugeschlagen und auch keinerlei Kontakte mehr gehabt. Die neuen Ereignisse ließen es auch nicht mehr dazu kommen.

Meine jetzige Einheit war eine schon lange Zeit zusammengehörende Kompanie. Ich wurde aber als Neuer gleich sehr kameradschaftlich aufgenommen. Inzwischen hatte ich auch schon den höchsten Mannschaftsdienstgrad *O b e r g e f r e i t e r* erreicht. Automatisch zählt man sich selbst als Neuer zu den ‚Alten‘!!

Schon in den ersten Tagen war es wieder die Musik, die mir persönliche Vorteile bringen sollte.

Und so fing es an!

Auf einem Flur des Schulgebäudes, in dem die Kompanie untergebracht war, stand ein Klavier. Natürlich musste ich es im Vorbeigehen anspielen. Es war völlig verstimmt und so unmöglich, darauf zu spielen.

Beim nächsten Morgenappell fragte der Spieß oder auch ‚die Mutter der Kompanie‘ im außerdienstlichen Sprachgebrauch, sonst Hauptfeldwebel: „Wer kann ein Klavier stimmen?“ „Hier, Herr Hauptfeldwebel“, meldete ich mich.

Prinzipiell musste man beim ‚Barras‘ (sprich Militär) alles oder *n i c h t* s können, was einem meistens außerdienstliche Vor- oder Nachteile einbrachte. „Raustreten“, sagte er. „Können Sie auch Klavierspielen?“ – „Jawohl, Herr Hauptfeldwebel“. „Dann gehen Sie gleich an die Arbeit! Wegtreten!“ Mit einer Kehrtwendung zischte ich ab.

Eine kleine Zwischenbemerkung:

Ich hatte das Gefühl, dass zwischen uns - dem Spieß und mir - vom ersten Augenblick an eine persönliche Sympathie entstand, die auch später zu einer Freundschaft führte.

Meine Arbeit, das Klavier zu stimmen, dauerte natürlich zwei Tage. Man muss sich ja schließlich seinen *e i g e n e n* Tagesdienst zeitlich selber einteilen.

Unser ‚Postrat‘, der Leiter der Poststelle, spielte sehr gut Akkordeon. So konnte das Unterhaltungsduo der Kompanie wieder für ‚Stimmung‘ sorgen.

Nach kurzer Zeit wurde die Kompanie nach Medolino - einem kleinen Dorf in der Nähe von Pola - verlegt. Das Klavier wurde natürlich mitgenommen.

Die Diensträume waren im Schulgebäude untergebracht, die Schlafräume sowie der Diskussionsraum (Kantine) in Holzbaracken auf dem weiten Gelände verteilt. Der ‚Chef‘ bewohnte eine nahegelegene Villa in der

oberen Etage. Sein Fahrer - Paul M a a ß - der gleichzeitig der "Wachschutz" für den Chef war, war in der unteren Wohnung untergebracht.

Wenn ich Euch - meine Freunde - von diesen Äußerlichkeiten so ausführlich erzähle, so ist das für die kommende Entwicklung zur Musik von Bedeutung.

Unser jetziger Standort war der letzte feste Standort unserer Einheit fast bis zum Ende des Krieges. Mit den Dorfbewohnern kam es schnell zu guten Kontakten und Einvernehmen, obwohl sie zu den Partisanen gehörten. Sie merkten sicher, dass wir ungefährliche Nachbarn waren.

Doch nun wieder zur Musik zurück.

Unser Spieß war ein leidenschaftlicher Amateurschlagzeuger. Er wollte, natürlich auch zu seinem eigenen Vergnügen, eine ‚Kompanie-Tanz- und Unterhaltungskapelle‘ haben.

Es stellte sich heraus, dass wir in der Kompanie noch mehr Instrumentalisten hatten.

Toni MEISENBERGER - Unteroffizier der Bekleidungskammer, war ein sehr guter Geiger, ein Berufskollege von mir. Im Zivilleben war er Mitglied des Münchener Sinfonieorchesters.

Außer unserem ‚Postrat‘, der auch gut Klavier spielte, gab es noch einen Gitarristen und einen Akkordeonspieler. Das wäre schon eine ganz gute Band gewesen, aber wir hatten ja keine Instrumente.

Da der Befehlsbereich eines ‚Spießes‘ sehr weitreichend war, konnte dieser das Problem leicht lösen, was uns natürlich auch viele dienstliche Vorteile brachte. Toni und ich bekamen zunächst fünf Tage Sonderurlaub, um unsere Instrumente zu holen.

Toni brachte außer seiner Geige auch noch ein Alt-Saxophon mit, ich dazu außer der Geige einige Noten aus meiner Tanz- und Unterhaltungsmusikzeit.

Als ich von meinem Urlaub zurückkam, wurden unser Rechnungsführer und ich mit zwanzigtausend Lire in der Tasche nach Triest geschickt, um Instrumente zu kaufen. Triest war nicht weit von unserem Standort entfernt.

Wir fuhren morgens los, verbrachten einen Tag in Triest und waren am Abend mit Instrumenten schwer beladen wieder zurück. Ein komplettes Schlagzeug, eine Schlaggitarre, ein Tenorsaxophon und sechs Notenständer

brachten wir mit.

Von unserem Glück bei dem Aufenthalt möchte ich Euch noch kurz erzählen: Wir aßen im Soldatenheim zu Mittag. Als wir ca. eine Viertelstunde von dort fort waren, explodierte durch einen Sabotageakt eine Bombe. Es gab viele Verwundete und große Zerstörungen. Wir sind also noch gut davon gekommen.

Nun besaßen wir für alle Musikanten ein Instrument, es musste nur noch ein Tenorsaxophonist gefunden werden. Auch dieses Problem war schnell gelöst. Paule Maaß, der Fahrer vom Chef - ich erwähnte ihn schon - erklärte sich mit Begeisterung bereit, Saxophon zu lernen.

Und ich sage Euch, meine Lieben, ‚Paule‘ hat es in ganz kurzer Zeit geschafft, in unserer Kompanieband mitzuspielen.

Die Erklärung dafür lag wohl darin, dass es erstens sein Ehrgeiz war, schnellstens bei uns mitmachen zu können, und zweitens, dass er als Fahrer des Chefs dienstlich, abgesehen vom Wachdienst, nur dem Chefunterstand.

Dazu kam noch, dass er außerhalb des Kasernengeländes in der Villa des Chefs wohnte. Er konnte also, solange es seinen ‚Herrn‘ nicht störte, Tag und Nacht dudeln.

Paule war - so kann ich wirklich sagen - ein echter urberliner Typ nach dem Motto: „Mir kann keener!“ oder „Mir könn'se alle mal den Buckel runter-rutschen!“, wie der Sprachgebrauch für eine endgültige Absage früher war.

Heute, im Zeitalter der Abkürzungen, sagt man einfach: L. m. a. A.! und damit hat sich der Fall erledigt. Ich glaube, dass diese Art der Absage eines echten Berliners keine bösertige Charaktereigenschaft darstellt, sondern eine gewisse Gelassenheit, nicht Gleichgültigkeit ist.

Das bedeutet, alles an sich herankommen lassen und unabwendbare Geschehnisse gelassen hinzunehmen, wodurch man persönlich leichter seine Zufriedenheit findet.

Ein solcher Mensch war Paul Maaß nach meinem Empfinden, zumindest äußerlich. Durch unser jahrelanges Zusammensein erkannte ich aber, dass bestimmte Vorkommnisse nicht so einfach an ihm vorübergingen und in Gelassenheit hingenommen wurden.

Er versteckte seine Empfindungen vor der Öffentlichkeit. Sein äußerliches Verhalten war stets gleichbleibend. Ob er nun Ärger oder besondere Freude hatte, es war ihm nie eine Veränderung anzumerken. Die Hilfsbereitschaft für jeden stand für Paule an erster Stelle.

Dazu gehörte auch sein ausgeprägtes Organisationstalent. Das veranlasste auch unseren Chef, (diese Annahme wurde mir später klar) Paule zu seinem persönlichen Fahrer und ‚Leibwächter‘ zu machen.

Vom Soldatsein und den dazugehörenden militärischen Vorschriften - z.B. dem Verhalten den Vorgesetzten gegenüber, sowie dem Zustand seiner Dienstkleidung - hielt Paule überhaupt nichts. Sein Motto war: „Det is mir alles sch. . . egal!“ Merkwürdigerweise hatte er durch diese Einstellung kaum oder nur selten Schwierigkeiten.

Hier ein kleines militärisch unverständliches Beispiel:

Jeden Mittag um 12.00 Uhr war Wachablösung. Die neue Wache - ich gehörte auch dazu - war schon zur Vergatterung angetreten, nur der Obergefreite Paul Maaß fehlte noch. Im letzten Moment bog Paule, gemächlichen Schrittes, aus seiner ‚Villa‘ kommend, um die Ecke. Der Stahlhelm saß schief auf seinem Kopf. Der Karabiner hing lässig über dem rechten Unterarm.

Alle grinnten, als sie den zackigen Soldaten der Deutschen Wehrmacht kommen sahen. Selbst der wachhabende Unteroffizier konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

„Maaß, können Sie vielleicht ein bisschen schneller laufen?“ „Jawohl, Herr Unteroffizier!“ „Setzen Sie 'mal Ihren Stahlhelm gerade auf!“ „Jawohl, Herr Unteroffizier!“ „Die Haltung Ihres Gewehres grenzt schon fast an Sabotage“ – „Jawohl, Herr Unteroffizier!“

Ein Oberfeldwebel trat aus dem Haus, der wachhabende Unteroffizier machte Meldung, die übliche Wachablösungszeremonie war zu Ende. „Wache, wegtreten!“

Das war e i n e der militärischen Verhaltensweisen des Obergefreiten Paul Maaß. Für jeden anderen hätte dieser Vorfall unangenehme Folgen gehabt, für Paule Maaß nicht!!

Nächste Woche muß ich Euch noch etwas von meinem Zusammenleben mit Paule erzählen. Na, dann bis dahin!! Pünktlich um 19.00 Uhr bzw. 19.45 Uhr - bis wir alle zusammen sind.

Gute Nacht“ - Auf Wiedersehen!! (Schnell noch eine Frage: Welche meiner ‚Chauffeusen‘ bringt mich noch kurz um die Ecke???)

Nun, meine lieben Freunde, weiter geht's mit Paule!

Zunächst war es meine Aufgabe, jede dienstfreie Zeit zum Notenschreiben, d. h. zum Arrangieren für unsere Kompanie-Band auszunutzen.

Nebenbei bemerkt, meine Lieben, hätte ich für jede Note, die ich bis heute geschrieben habe, nur e i n e n P f e n n i g bekommen, könnte ich Euch mindestens vier Wochen zu einem Besuch in das beste Hotel mit voller Kost und Logis einladen.

Natürlich nicht zum ‚Rumgammeln‘, sondern zur täglichen Probe von ca. acht Stunden (sonntags nur vier). Aber da ich ja weiß, dass ihr die Einladung sowieso nicht annehmen würdet, mache ich gar nicht erst den Versuch hierzu.

Entschuldigt, jetzt bin ich ganz von meiner eigentlichen Erzählung abgekommen. Wo war ich stehengeblieben? Ach so - beim Arrangieren.

Als ich also in unsere gemeinsame Bude kam oder überhaupt in einen ungestörten Raum, erschien Paule. Folgendes Gespräch begann: (Wenn auch nicht genau wörtlich, so doch wahrheitsgetreu!) (Paule kam, wie ich merkte, direkt vom ‚Dudeln‘.)

„Kannste mal een Moment bei mir rüberkommen? Ick komm da mit wat nich klar“. „Na, sicher, Paul, ich komme gleich mit“.

Ich holte unser Saxophon und ging mit Paul zu seiner Villa. Paul nahm ebenfalls sein Saxophon und blies mir etwas vor.

Ehrlich!! Ich war erstaunt, wie schnell Paul das Saxophonblasen erlernt hatte. Sein Ton war gut und angenehm. Er intonierte verhältnismäßig

sauber, nur mit dem Rhythmus hatte er noch große Schwierigkeiten. Ich schrieb ihm einige Übungen auf, und wir spielten sie zusammen.

Als ich nun gehen wollte, sagte Paul: „Sare mal, willst du bei mir überkomm'n und hier wohnen? Denn bist du doch von dett 'Jetöse' da drüben weg und kannst arbeiten“.

„So einfach wird das nicht sein“, antwortete ich, „ich glaube nicht, dass unser Spieß damit einverstanden ist“.

„Det überlass man mir, ick sprech mit den Alten. Der wird zufrieden sein, wenn er zwee Wachmänner für seinen persönlichen Schutz im Hause hat“.

„Also, ich komme gern, Paul“, antwortete ich. „Verlaß dir druff, Helmuth, ick mach det schon“, war Paules Entgegnung.

Und so kam es dann auch. Schon am nächsten Tag kam der Befehl vom Spieß: „Obergefreiter Sommer zieht in die Villa des Chefs um!“

Von meiner jetzigen Unterkunft muss ich noch etwas genauer berichten. Paule Maaß bewohnte - wie schon erwähnt - die im Parterre gelegene Wohnung des Hauses. Zwei wenn auch einfach, aber komplett eingerichtete Zimmer (Schlaf- und Wohnzimmer) und eine Küche mit Geschirr und Töpfen für die eventuelle Selbstversorgung versehen, wovon wir - Paule und ich - sehr häufig Gebrauch machten.

Was aber besonders bemerkenswert war, die ganze Wohnung war peinlich sauber, was bei Paules Einstellung zur Äußerlichkeit mit Sicherheit nicht zu erwarten war. Es gibt dafür auch eine Begründung!

Für besondere Arbeiten auf dem Kasernengelände wie: Planierung, Umbauten und Reparaturen waren einige Männer (sofern sie noch nicht zur Partisanen-Armee gehörten) und Frauen im festen Arbeitsverhältnis engagiert. So auch ein Mädchen namens Maria, das für die Ordnung und Sauberkeit im Hause des Chefs verantwortlich war.

Wenn wir, Paul und ich, abends in unseren weißbezogenen Betten lagen, dachten wir oft an unsere Kameraden an der Ostfront, die mit erfrorenen Gliedern in die Lazarette eingeliefert wurden. Für das Glück, das wir erfahren durften, konnte man nicht dankbar genug sein.

Mir persönlich kam mein jetziges Leben fast ‚zivilistisch‘ vor. Abgesehen von den Diensten im Radarturm oder an der großen Auswertungskarte für den Einsatz der Jagdflieger zu stehen und den nun angefangenen Band-Proben verbrachten wir unsere Freizeit kasernenfern ganz nach unserem Belieben.

Paule ging oft ins Dorf, um Besorgungen (sprich: organisieren) zu

machen, um uns gelegentlich ein besonderes Abend- oder Mittagessen zu bereiten. Oft nahm er mich auch mit, und ich lernte so seine befreundeten Familien kennen.

Unsere sprachliche Verständigung war verhältnismäßig gut. Die Anwohner dieses früheren Grenzgebietes - Italien - Kroatien - sprachen italienisch, und wir hatten durch den langen Aufenthalt in Italien viel von der italienischen Umgangssprache angenommen.

Das war meine kurze Schilderung von Paule Maaß persönlich sowie unserem Zusammensein. Paul war für mich einer meiner besten Freunde. Ich bedauere sehr, dass ich von Paul nach meiner Entlassung aus der Gefangenschaft 1948 nichts mehr gehört habe.

Zurück zur Musik!

Unsere Band wurde durch tägliches Proben schnell ‚einsatzfähig‘. Paule mit seinem Tenor-Saxophon hatte anfangs noch schwer zu kämpfen, so dass nach den Proben eine Anzahl heruntergefallener Noten unter seinem Notenständer aufgelegt werden musste. Trotzdem muss ich immer wieder sagen, dass er sich erstaunlich schnell zu einem für unsere Ansprüche brauchbaren Musiker entwickelte.

Und nun kommt der sicherlich einmalige, für eine, wenn auch nicht im Front- aber doch Kriegsgebiet stationierte militärische Einheit große Knüller!!

Unser Spieß (Schlagzeuger der Band) - dienstlich sehr korrekt - aber auch Geselligkeit liebend - verkündete eines Abends mit Genehmigung des Chefs, dass von nun an jeden Sonnabend von 19.30 Uhr bis 22.30 Uhr in unserem ‚Diskussionsraum‘ ein öffentlicher Tanzabend stattfände. Dazu wurde natürlich die Dorfjugend eingeladen.

Diese Bekanntmachung wurde begeistert aufgenommen und, wie es sich herausstellte, auch bei der Dorffugend.

Es war jeden Sonnabend etwas los. Pünktlich um 22.30 Uhr war Schluss, eine halbe Stunde Zeit, um seine eventuelle ‚Soldatenbraut‘ nach Hause zu bringen. Um 23.00 Uhr mussten alle in der Kaserne sein. Es sei denn, man hatte einen ‚privaten Zugang‘.

Wenn ich heute durch meine Erzählung an so viele Geschehnisse erinnert werde, so kommt mir selbst so manches unwahrscheinlich vor. Ich kann euch aber versichern, meine Freunde, dass alles so gewesen ist, wie ich es euch erzähle. Und damit mache ich für heute Schluss!! Fortsetzung folgt am nächsten Freitag. - Tschüs und „Gute Nacht“!!

Heute, meine Lieben, muss ich euch von einem für mich persönlich sehr tragischen Erlebnis erzählen. Es gibt so viele schöne Sprüche: Wie ‚Wo Licht ist, ist auch Schatten‘ oder ‚Glück und Glas, wie leicht bricht das!‘

Ich möchte jetzt hier nicht philosophieren aber ich habe aus meinen Lebenserfahrungen erkannt, dass die Begriffe Glück und Unglück nicht weit voneinander entfernt sind und sich sehr schnell ablösen können.

Das darf aber nie bedeuten, dass man, wenn man glücklich ist, gleichzeitig mit an ein eventuell folgendes Unglück denkt.

Man soll das Glück genießen und dafür dankbar sein und das Unglück als eine Bestimmung ansehen und tragen.

Als ich euch am vorigen Freitag von meinem derzeitigen Soldatenleben berichtete, so hattet ihr sicher den Eindruck, dass ich damit, den Umständen entsprechend, vom wirklichen Kriegsgeschehen weit entfernt war, und somit sehr zufrieden, vielleicht sogar glücklich sein konnte. Dieser Zustand änderte sich innerhalb weniger Minuten.

Es war am 12. März 1944. Ich wurde morgens nach dem Appell in die Schreibstube zum Spieß gerufen.

Als ich mich bei ihm meldete, merkte ich sofort, dass er mir etwas sehr Unangenehmes zu sagen hatte. Doch er sagte nichts und gab mir nur ein Telegramm.

Es war eine amtliche Mitteilung, aus der hervorging, dass meine Frau das Opfer eines Bombenangriffs am 8. März geworden war.

Ich konnte es einfach nicht begreifen. Ich lebte hier ein friedliches Leben und meine Frau war ein Opfer dieses nicht enden wollenden wahnsinnigen Krieges geworden.

Trotz der absoluten Urlaubssperre bekam man in einem solchen Fall zehn Tage Urlaub. Die Fahrt wurde mir - immer mit dem Gedanken beschäftigt, was mich zu Hause erwartet - ewig lang.

Als ich vor der Haustür stand, sah ich unser Haus äußerlich unbeschädigt, anders war es jedoch als ich meine Wohnung betrat. Es war heller Tag aber in der Wohnung war alles dunkel. Die Fenster waren mit Brettern vernagelt. Überall auf den Betten, auf dem Klavier, auf den völlig durcheinandergeratene Möbeln lagen Glasscherben.

Der Anblick war für mich so erschütternd, dass ich mich fassungslos in einen Sessel fallen ließ und erst wieder zu mir kam, als meine Nachbarin an meine Tür klopfte.

Sie erzählte mir, dass meine Frau an dem Tag des Angriffs zu ihren Verwandten nach Oranienburg gefahren wäre und dort mit ihrer ganzen Verwandtschaft von dem Angriff überrascht wurde.

Wäre sie zu Hause geblieben, würde sie noch am Leben sein. Ich frage mich, war es Zufall oder Bestimmung, dass sie ausgerechnet an diesem Tage ihre Verwandten besuchen musste?

Nachdem ich mich einigermaßen beruhigt hatte, räumte ich, soweit es möglich war, die Wohnung etwas auf, aber es war mir unmöglich, in meiner Wohnung zehn Tage zu wohnen.

Meine Mutter, Schwestern und Schwager hatten ihre zum Teil zerstörten Wohnungen verlassen und wohnten in einem kleinen Dorf Altensorge bei Landsberg a. d. Warthe.

Mein Spieß hatte mir weitgehende Möglichkeiten für diese ‚Urlaubszeit‘ eingeräumt, so dass ich auch meine Angehörigen einige Tage besuchen konnte. Ich selbst fand bei einer Freundin unserer Familie in Heiligensee Unterkunft. Mein nächstliegender Besuch galt natürlich meinen Schwiegereltern. Auch sie hatten ihre Wohnung verloren und fanden eine andere in Weißensee.

Mein Schwiegervater empfing mich mit einer erschütternden Nachricht. Meine Schwiegermutter konnte den Tod ihrer einzigen Tochter nicht verwinden. Sie ist in geistiger Umnachtung bei einem schweren Herzanfall eine Woche vor meiner Ankunft gestorben.

So wurde ich - wie man sagt - mit einer Hiobsbotschaft nach der anderen konfrontiert.

Meine älteste Schwester Margarethe und mein Schwager Paul hatten auch alles verloren und waren mit der ganzen Familie bei Freunden in Zepernick bei Bernau aufgenommen worden.

Ich war nicht fähig, sie sowie andere gute Freunde zu besuchen. Die damit verbundenen Gespräche gingen doch immer um die Geschehnisse der letzten Wochen; ich konnte sie einfach nicht mehr ertragen.

Als Fluchtweg sah ich den Besuch bei meinen Angehörigen in Altensorge. Die Wiedersehensfreude jedoch überbrückte die traurigen Ereignisse, und wir verlebten zusammen noch fünf schöne Tage. Wir waren alle glücklich, noch einmal zusammen zu sein und wollten möglichst nicht von der ungewissen Zukunft reden.

Mein Urlaub ging zu Ende. Meine amtlichen und sonstigen Formalitäten hatte ich erledigt. Meine Wohnung konnte und wollte ich nicht mehr betreten.

Die Wohnungsschlüssel und die Befugnisse über die Wohnung und das gesamte Inventar übergab ich unserer Heiligenseer Freundin Dorle (auf Dorle werde ich später noch zurückkommen).

Bei meiner Abfahrt aus Berlin schlug ich ‚eine Tür hinter mir zu‘. Ohne an die Vergangenheit oder Zukunft zu denken (wie ich es schon immer sagte),

fuhr ich zu meiner Einheit zurück.

Und damit endete ein wichtiger Lebensabschnitt!

Meine lieben Freunde, als ich jetzt meine letzte Erzählung noch einmal durchlas, fragte ich mich, ob ich derartige Erlebnisse und Ereignisse meines Lebens überhaupt schildern sollte.

Eigentlich haben sie ja mit meinem ‚musikalischen Lebenslauf‘ gar nichts zu tun; und doch muss ich feststellen und euch sagen, dass mir meine Tätigkeit mit der Musik immer viel Kraft gab, die unangenehmen Geschehnisse leichter ertragen zu können.

Als ich nun wieder bei meiner Kompanie eintraf, wurde ich - wenn auch erst etwas zurückhaltend - doch mit großer Freundlichkeit begrüßt. Ich hatte das Gefühl, dass sich alle freuten, weil ich wieder da war. Ich empfand es in meiner Verfassung erleichternd und beinahe wie einen Neubeginn in meinem Leben. Mein Freund Paule hatte sogar ein feudales privates Abendessen in unserem ‚Heim‘ vorbereitet.

Ich muss Euch ehrlich sagen, bei dem friedlichen Leben, das wir hier führten, konnte man die schrecklichen Geschehnisse und Auswirkungen des Krieges direkt vergessen.

Das Leben ging im gewohnten Ablauf weiter. Mit Begeisterung wurden unsere Auftritte von den Kameraden aufgenommen. Auch die sonnabendlichen Tanzabende waren erfolgreich und immer gut besucht. Daraus ergab sich, dass mancher unserer Kameraden nach Tanzschluss seine ‚Soldatenbraut‘ natürlich nach Hause begleitete.

Wenn ich euch nun von meinem ‚Intermezzo Op. 5‘ berichte, möchte ich gleich vorweg erwähnen, daß dieses von ganz anderer Art als meine früheren Intermezzi war. Meine damaligen männlichen Schutzangebote oder meine psychologische Therapie habe ich hier nicht angewandt.

Jedenfalls hatte ich, wie auch mein Freund Paule, eine ‚Soldatenbraut‘.

Halt!! Hier muss ich mich berichtigen. Meine ‚Soldatenfreundin‘ wie auch die meines Freundes Paul war nämlich unsere Kammer-, Kleider- und sonstige Pflegerin M a r i a. Ich möchte sie zum besseren Verständnis in meiner ‚MARIA-Reihe‘ - wenn man es so nennen darf - als ‚MARIA III‘ bezeichnen.

Es bestand ein Freundschafts-Dreierverhältnis. Wir - MARIA III und ich - waren uns wohl gegenseitig sympathischer geworden. Ich brachte MARIA III nach unseren Tanzabenden nach Hause, und sie machte mich mit ihren Angehörigen bekannt, so dass ich manchen freien Abend in ihrem Hause verbrachte.

Diese Freundschaft wurde für mich bzw. für uns später von großer Bedeutung. Darauf werde ich aber noch zurückkommen.

Wie weitgehend unser bzw. mein persönlicher musikalischer Kriegseinsatz war, möchte ich euch noch kurz erzählen.

Unsere Kompanie hatte die Patenschaft für ein in Pola stationiertes U-Boot übernommen, und es entstand eine freundschaftliche Verbindung zwischen der U-Boot-Besatzung und uns. Wir machten es uns zur Aufgabe, die U-Boot-Kameraden bei ihrer Ausfahrt zum Feindeinsatz, wie auch bei der glücklichen Rückkehr

mit Musik zu verabschieden oder zu empfangen. Natürlich konnte nicht die halbe Kompanie und unsere ganze Band daran teilnehmen. Eine Abordnung unter der Leitung unseres Hauptfeldwebels wurde zu einer kleinen Fete abgestellt.



Ohne Musik geht es dabei nicht, also musste der Obergefreite S o m m e r als Alleinunterhalter - wie am Anfang meiner militärisch-musikalischen Laufbahn - immer dabei sein.



Als wir wieder einmal unsere „Patenkinder“ empfangen, wurden wir zu einer kleinen Rundfahrt auf der Adria eingeladen, natürlich nur oberhalb der Wasserfläche. Ich hätte aber nie gedacht, dass ich einmal im Turm eines fahrenden U-Bootes Akkordeon spielen würde. Es war eben auch ein

besonderes Kriegserlebnis.

Nach unserer letzten Verabschiedung im August 1944 haben wir nichts mehr von unseren U-Boot-Kameraden gehört.

Nun muss ich aber in meiner Erzählung wieder etwas unmusikalisch werden.

Wenn wir auch durch unseren Dienst als Nachrichteneinheit ein relativ ruhiges Leben führten, waren wir doch über den Verlauf des Krieges absolut informiert. Auf unseren Radarschirmen konnten wir die Feindeinflüge zu Bombenangriffen bis weit in Deutschland verfolgen und bei der Rückkehr feststellen, wo sie ihre ‚Last‘ abgeladen hatten.

Wenn in der Auswertung beim Nachtdienst die gleichgesinnten Kameraden zusammen waren, wurde der Nachrichtensender der alliierten Truppen abgehört.

So erfuhren wir, wie das deutsche Volk mit u n s e r e n Wehrmachtsberichten belogen wurde! Z. B.: Am 1. Weihnachtsfeiertag 1944 hörte man in einer Sondermeldung: „Die deutschen Truppen haben an der Westfront eine Groß-Gegenoffensive begonnen!“

Diese dauerte aber nur vier Monate bis zur endgültigen Niederlage. Vielleicht war diese Meldung von unserer Kriegsführung ein ‚gutgemeintes Weihnachtsgeschenk‘ für das Volk.

Für unsere überzeugten ‚Kompanie-Nazis‘ - und von denen gab es noch viele - war es ein Triumph und ein Grund, Weihnachten ausgiebig zu feiern. Es gab aber auch viele Kameraden, die über den "Sieg" oder das Ende des Krieges anderer Meinung waren.

Aber wehe, es hätte einer gewagt, seine Meinung zum fast verlorenen Krieg oder zur schnellsten Kapitulation zu äußern! Er wäre sofort zum Kriegsgegner, Saboteur oder sonst etwas abgestempelt worden. Eine Abkommandierung zum ‚Strafbataillon‘ - Todeskommando - hätte eine schnelle Folge sein können.

Wenn ich heute die Äußerung: „Warum habt ihr das Naziregime und dessen Folgen über euch ergehen lassen?“ höre, dann sehe ich darin eine für mich unverständliche Dummheit.

Es wurden viele große bekannte Leute, die von den Nazis ermordet wurden, für Märtyrer gehalten. Das stimmt ja auch! Aber von den vielen ermordeten und in KZ-Lagern umgekommenen gesinnungsfeindlichen Menschen aus allen Volksschichten - nicht Juden - spricht kein Mensch.

Sie alle sind die Opfer einiger Fanatiker geworden. (Ich denke, dass man das wirkliche Verständnis für derartige Geschehnisse nur haben kann, wenn man sie selbst erlebt hat.)

Entschuldigt, meine Lieben, wenn ich in meiner Zwischenerzählung wieder so ganz weit von der Musik abgekommen bin. Aber sie gehört nun einmal dazu, um vom Ende meines Soldatenseins zu berichten.

Im Falle der mörderischen Kriegereignisse blieb einem nur die Möglichkeit, den Weg der Selbsterhaltung zu finden, und der ergab sich aus den bevorstehenden Geschehnissen für mich bzw. für uns.

Mit dem „für uns“ ist ein Skat-Quartett gemeint, bestehend aus unserem Freund Sepp (einem Oberfeldwebel), auch ein Münchener, Toni, Paule und mir.

Natürlich wurde auch über die allgemeine Kriegslage gesprochen. Wir waren übereinstimmend alle der Ansicht, dass es nicht mehr lange bis zum völligen Zusammenbruch dauern konnte. Nur die Vorstellung vom Ende des Krieges konnte sich keiner machen.

Als wir wieder einmal zusammen waren, brachte unser Oberfeldwebel Sepp, der ja vom Dienstgrad her zu dem Kreis der Führungsspitze gehörte, die Nachricht, dass die Kompanie in Kürze zunächst nach Pola verlegt und dann zur Verteidigung der Einnahme Triests eingesetzt werden sollte. –

Eine funktechnische Einheit, die absolut keine Kampffronterfahrung hatte und nur mit leichten Waffen ausgerüstet war, sollte gegen eine unschlagbare Gegenmacht antreten --.

Da, meine Freunde, erinnerte ich mich an eine Großveranstaltung in Berlin 1944, wo der damalige Propagandaminister Josef Goebbels den Teilnehmern (alles SA-Leute und hundertprozentige Parteigenossen) bzw. dem deutschen Volk die Frage stellte: „Wollt ihr den t o t a l e n Krieg?“

Jubelnd wurde seine Frage mit „Ja“ beantwortet. Meiner Meinung nach wäre die Frage: „Wollt ihr die t o t a l e Vernichtung?“ richtiger gewesen.

Dieses ist aber nur eine Zwischenbemerkung von mir.

Für uns vier Skatbrüder gab es jetzt nur noch die Frage des Selbsterhaltungstriebes. Wir waren uns einig, den vorgesehenen Einsatz nicht mitzumachen.

Hier kam uns unsere MARIA III zu Hilfe. Sie verschaffte uns eine Verbindung zu Männern des Dorfes, die uns die Möglichkeit boten, bei ihnen unterzutauchen. Es war für uns sehr schwer, diese Entscheidung zu treffen.

Ein Missglücken dieses Unternehmens wäre unser sofort zu vollstreckendes Todesurteil gewesen. Wir entschieden uns trotzdem für diesen Ausweg

Für die Verlegung der Kompanie war der 23. April morgens zum Abmarsch festgelegt.

Eine kleine musikbezogene Zwischenbemerkung: Unsere Instrumente brachten wir mit dem Einverständnis unseres Hauptfeldwebels im Hause Marias unter.

Ohne im Geringsten daran zu denken, was daraus wird, was aber später von großer, erfreulicher Bedeutung werden sollte.

In der Nacht vom 22. zum 23. April trafen wir uns an verabredeter Stelle mit den Männern. Sie führten uns einen Tag und zwei Nächte auf ihren Wegen von einem Partisanenlager zum anderen. Überall wurden wir freundlich aufgenommen und gut gepflegt.

Mit Einzelheiten über diese "Wanderung" möchte ich mich in meiner Erzählung nicht aufhalten. Aber von einer interessanten "Begegnung" will ich doch berichten.

Vorweg gesagt, waren wir über die Organisation der im Dunkeln kriegführenden Partisanentruppen erstaunt. Wir wanderten - wie gesagt - unter der Führung einiger bewaffneter Männer von Lager zu Lager. Jetzt kamen wir über ein freies Feld. In weiten Abständen standen halbvergetrocknete Sträucher.

"Stoi", hieß es an einem großen Strauch. Einer der Männer nahm den Strauch fort, und wir standen vor dem Eingang einer großen Höhle.

Wir gingen hinein. In dieser Höhle lag eine ganze Partisanen-Kompanie. Der „Kommissar“ als Hauptvorgesetzter der Kompanie versuchte, ein Gespräch mit uns zu führen. Unser Oberfeldwebel Sepp beherrschte schon die Landessprache so gut, dass sich beide ausreichend verständigen konnten.

Aus dem Gespräch ergab sich erstaunlicherweise, dass die Kompanieführung über alles - beinahe jede Kleinigkeit - die unsere Einheit betraf, genauestens informiert war. Sie kannten die Kompaniestärke, und mit welchen und wie viel Waffen wir ausgerüstet waren usw.

Ferner wussten sie, dass wir nie an Kampfeinsätzen beteiligt waren und dass das Verhältnis zwischen der Zivilbevölkerung des Dorfes und uns als ein ruhiges, freundschaftliches Nebeneinanderleben bezeichnet wurde, was für uns in unserer Situation sicher von Vorteil war.

So, meine lieben Spielkameradinnen und -kameraden - genug für heute!

Ich hoffe, dass das kleine „Tierchen“, dass die Ärzte an meiner Speiseröhre fanden, schnell „trockengelegt“ wird, damit ich euch bald wieder meine wahren Geschichten erzählen kann.

Bis dahin „Tschüs“!!

(Nicht vergessen: Die Proben gehen inzwischen jeden Freitag 19.00 Uhr weiter - Viel Spaß!!)

Meine lieben Freunde, da ich das Gefühl habe, meinen musikalischen Lebenslauf schnellstens zum Ende bringen zu müssen, schreibe ich heute aus meinem derzeitigen ‚Kuraufenthalt‘ im Rudolf-Virchow-Krankenhaus, was ich euch sonst am Freitag beim Bierchen (hier natürlich o h n e) in der ‚Firenze‘² erzählt hätte.

Doch nun geht es weiter, um zum Ende eines Abschnittes zu kommen.

Am 25. April 1945 wurden wir dann in ein deutsches Kriegsgefangenenlager gebracht und dort offiziell als deutsche Kriegsgefangene registriert.

So endete nach drei Jahren mein Soldatensein bei der deutschen Wehrmacht.

Wenn ich persönlich an meinen "Abgang" denke, so bin ich der Meinung, daß mir nach meinem "freiwilligen Eintritt" auch ein "freiwilliger Austritt" zugestanden hätte.

Mit meiner Kriegsgefangenschaft am 25.4.1945 fing für mich und alle Kameraden ein neues, zunächst unvorstellbares Leben an.

Einen vorrangigen Gedanken hatten wir alle! Den Krieg hatten wir glücklich überstanden, hoffentlich auch recht bald die Zeit der Gefangenschaft.

Doch diese Zeit entwickelte sich, wieder einmal durch die 'Musik' bedingt, für mich in ein sehr zufriedenstellendes Leben. Aber bis dahin gibt es noch eine "einführende" Vorgeschichte, die ich Euch nicht vorenthalten kann.

Sie beginnt am 25.4.1945 im Sammellager. Von hier aus wurden wir nach einigen Tagen in das offizielle "Kriegsgefangenenlager Nr. 138 Susak" verlegt.

Dazu eine kurze Erklärung:

‚Susak‘ war vor dem Kriege die Grenzstadt zwischen Kroatien und Italien, getrennt durch ein kleines Flüsschen (Rijeka). Jenseits des Flusses lag die italienische Stadt ‚Fiume‘ (Istrien).

Das gesamte Gebiet gehörte nach dem Krieg zum ehemaligen Jugoslawien. Die beiden Städte Susak=Fiume wurden zu einer Stadt vereint mit dem Namen ‚Rijeka‘. Dieser Name mußte durch den Tourismus schon allgemein bekannt geworden sein.

² "Firenze" ist der Name des Restaurants, das nach den Orchesterproben aufgesucht wird.

Die ersten Wochen der Gefangenschaft waren sehr hart. Es gab wenig zu essen, viel Hunger, schlechte Bekleidung und Unterkunft in verwanzten Holz-baracken. Dass es nicht anders sein konnte, wurde mir erst später bewusst, als ich feststellen konnte, dass die Zivilbevölkerung sich in einem Ernährungsnotstand befand.

Auch unser Arbeitseinsatz war völlig sinnlos; wir wurden zum Straßenbau eingesetzt, der so aussah, dass wir täglich Steine von einer Seite der Straße auf die andere transportieren mussten. Auf die Dauer eine sehr stupide Beschäftigung.

Nach einigen Wochen wurde ein Kommando zur Arbeit in einer Salz-Saline auf der Insel ‚Pag‘ zusammengestellt. Zu diesem Kommando gehörte ich auch.

Hier waren wir in Holzbaracken auf dem Gelände einer ehemaligen Badeanstalt, direkt an der Adria liegend, untergebracht.

Wenn wir auch auf dem Fußboden schlafen mussten (Pritschen gab es nicht), so wurden wir doch durch die wunderschöne Landschaft entschädigt, zumal es Sommer und die Witterung dadurch erträglich war.

Unser Arbeitseinsatz bestand darin, dass wir das in der Salz-Saline gewonnene Meeressalz in Säcken transportierten und zu kleinen Bergen - wie Kohlehalden - aufschichteten.

Wegen der körperlich nicht ganz leichten Arbeit stieg unsere tägliche Verpflegung und somit wurde unser Leben ganz erträglich.

Doch nun genug über den täglichen Lebensablauf; jetzt möchte ich langsam zu meinem ersten ‚musikalischen Einsatz‘ kommen.

Eines Morgens vor unserem Abmarsch zur Saline ließ ein Herr aus der Stadt über unseren Dolmetscher nachfragen, wer von uns Musik- bzw. Blasinstrumente reparieren könnte. Selbstverständlich konnten zwei Kameraden und ich derartiges.

„Kommt mit“, sagte der Herr in seiner Landessprache zu uns und führte uns zu einem Schuppen. Hier lagen zu einem Haufen aufgeschichtet ca. 50-60 Blechblasinstrumente (Trompeten, Hörner, Tuben, Tenorhörner u.a.) Sicherlich handelte es sich hier um ‚Kriegsbeute‘ von deutschen Regimentskapellen.

Die Instrumente waren größtenteils verbeult oder verdreht bzw. hatten festgefahrene Ventile. Wir bekamen ‚Werkzeug‘ - Hammer, Zangen, Holzknüppel u. a. eine Reibekeule aus einer Küche - alles brauchbare Instrumente zum Ausbeulen - etwas Öl und ein Reinigungsmittel.

Dann verabschiedete der Herr sich und überließ uns unserer Aufgabe.

Einer meiner Kameraden war Schlosser, der andere Feinmechaniker und ich ein ‚erfahrener Blasinstrumentenbauer‘, alles Leute vom Fach!

Jedenfalls waren wir erst einmal für eine Zeit vom Salztragen befreit. Mit Feuereifer machten wir uns an die Arbeit. Meine Kameraden entbeulten, und ich nahm mir vor, die festgefressenen Ventile wieder in Bewegung zu bringen.

Wie man sich mit den einfachsten Hilfsmitteln zunächst helfen kann, habe ich bei meinen früheren Kollegen - Trompetern - beobachtet und jetzt erfahrungsgemäß anwenden können.

Mit Hilfe meiner fettreichen Spucke habe ich einige Ventile wieder von ihrer Starre oder mit Goethe gesprochen: Vom Eise) befreit.

Öl wäre natürlich das bessere Lösungsmittel gewesen, doch damit musste ich sehr sparsam umgehen.

Unser Feinmechaniker unterstützte mich mit Schraubchenauswechseln und anderen entsprechenden Arbeiten soweit es ihm möglich war.

Nachdem wir die in Schwung und auf Hochglanz gebrachten Instrumente fertig hatten, übergaben wir sie unserem Auftraggeber. Obwohl ein Teil der Instrumente nicht zu reparieren gewesen war, zeigte sich dieser mit unserer Arbeit sehr zufrieden und wir auch!!

Offensichtlich reichten die brauchbaren Instrumente für die ‚Stadtkapelle Pag‘ aus.

Nun seid einmal ehrlich, liebe Freunde, war das nicht ein toller ‚musikalischer Einsatz‘ für mich? Aber wartet ab - es wird noch besser.

Einige Tage später kam unser Dolmetscher wieder mit einem Herrn aus der Stadt und fragte mich, ob ich auch Noten schreiben könne?

Nun, da ich bis zu der Zeit schon ‚ein paar‘ Noten geschrieben hatte, konnte ich mit ruhigem Gewissen - besser als bei der Reparatur der Blasinstrumente sagen: „Jawohl, das kann ich!“

Der Dolmetscher machte mich mit dem besagten Herrn bekannt, es war der Leiter der Pager Blaskapelle. Da er italienisch sprach, konnten wir uns ganz gut verständigen.

Ob ich wohl kleine Stücke - Märsche, Walzer usw. aus der Salon-Orchester-Besetzung für Blasmusik aussetzen konnte, fragte er mich. "Ja", sagte ich, „das kann ich auch“.

Sehr erfreut ging er los. Nach einiger Zeit kam er zurück und brachte einen Stoß Salon-Orchesternoten, Notenpapier, Bleistifte und sogar einen Radiergummi mit. In einer Nebenbaracke war ein kleiner separater Raum, er wurde mein Arbeitszimmer.

Nun konnte ich mich wieder einmal ungestört mit den kleinen schwarzen Punkten und Strichen beschäftigen. Ich glaube, die Arbeitsmenge hätte ein Jahr in Anspruch genommen.

Bis zur Ablösung unseres Kommandos habe ich doch zur Freude meines inzwischen etwas befreundeten ‚Kollegen‘ und ‚Arbeitgebers‘ ziemlich viel geschafft.

Oft habe ich dankbar an meinen Kompositionslehrer Maximilian Sternitzki gedacht, der mir den Rat gab, auch für die ‚Harmoniemusik‘ instrumentieren zu lernen. Es sollte sich auch später noch sehr vorteilhaft in der Zeit meiner Gefangenschaft auswirken.

In das Stammlager zurückgekommen, ging das reichlich stupide Leben zunächst einmal weiter, bis eines Tages ein Kamerad zu mir sagte: „Sag mal, Helmuth, wollen wir nicht einmal versuchen, einen Lagerchor auf die Beine zu stellen?“ „An mir soll es nicht liegen, Paul, ich würde es gern versuchen, aber da gibt es einige Schwierigkeiten, wenn es ein Chor sein soll. Wir brauchten dann auch Notenmaterial. Natürlich würde ich Chorsätze schreiben können, wenn ich Notenpapier hätte.“

„Das Problem wäre vielleicht zu lösen“, sagte Paul, „wir haben doch kleine Kommandos, die in der Stadt zu privaten Arbeiten eingesetzt werden. Vielleicht können die so etwas organisieren!“

„Gut, Paul“, erwiderte ich, „so könnte man das probieren. Aber ein Bleistift und ein Radiergummi muss dabei sein!“

Schon zwei Tage später kam Paul und sagte: „Hier, Helmuth, hast du dein Arbeitsmaterial. Ab morgen wirst du krank gemeldet und kannst zu Hause bleiben und deine Noten schreiben!“

Hier muss ich bemerken, dass das Papier kein Notenpapier, sondern einfaches graues, zum Teil einseitig beschriebenes Schreibpapier war. Ich musste also zuerst mühselig Notenlinien ziehen. Aber, ich hatte ja nun Zeit.

So entstanden dann auch die ersten Chorsätze für einen vierstimmigen Männerchor bekannter Volkslieder. Paul hatte inzwischen genügend sangesfreudige Kameraden zusammengetrommelt, und der Chor war komplett.

Je nach Lust und Laune kamen wir nun nach Feierabend zwei- oder dreimal in der Woche zum Proben zusammen. Zur Freude aller Kameraden kam es dann auch zu unseren ersten, allmählich auch schon längeren Auftritten jeden Sonntagvormittag.

Um Verwechslungen zu vermeiden, muss ich euch noch sagen, dass der

jetzt von mir genannte Paul nicht mein Freund Paule Maaß aus Berlin, sondern aus Solingen war.

Der Solinger Paul hatte die Begabung, Kameraden aus ihrem zeitweiligen depressiven Zustand wieder aufzurichten und ihnen Mut zu machen.

Außerdem hatte er auch eine literarische Veranlagung. Er schrieb kleine Gedichte. U. a. gab er mir einen Text mit dem Titel ‚Heimweh‘ und fragte mich, ob ich es als Liedtext vertonen könnte, was mir auch gelungen ist.

Ja, meine Freunde, ich weiß, dass wir den Text und die Melodie heute als sentimental und ausgesprochen kitschig empfinden. Das ist auch absolut richtig und normal. Aber ich möchte euch zum besseren Verständnis einmal die damalige Lebenssituation ein bisschen genauer schildern: Zerschlossene Kleidung, sehr wenig zu essen, primitivste Unterkunft und Reinigungsmöglichkeiten, stupide Arbeit.

Aber das Schlimmste war, dass wir keinerlei Verbindung zu unseren Angehörigen hatten. Keiner wusste vom anderen, ob er überhaupt den Krieg überstanden hatte. Erst nach einem Jahr gab es die Möglichkeit, einmal einen Brief zu schreiben.

Viele Kameraden konnten selbst diesen Versuch nicht machen, denn sie wussten ja nicht einmal wo ihre Angehörigen verblieben waren.

Die Sommerabende waren lang. Nach der Essenausgabe um 18.00 Uhr geschah nichts mehr. Fast jeder war sich mehr oder weniger selbst und seinen eigenen Gedanken überlassen.

Da kann man verstehen, dass viele Männer, selbst die als harte Naturen bezeichneten, unter starken Depressionen zu leiden hatten, die bei manchen zu schweren Erkrankungen führten.

Zu allem kann ich aber sagen, dass unsere Choraktivität doch viel dazu beigetragen hat, etwas Erleichterung in dieser Situation zu schaffen, für die aktiv Beteiligten besonders und auch unser sonntäglicher Morgengesang für alle anderen.

Aber es kam noch besser. Aus einem Nebenlager bekamen wir Besuch von einer ‚Theatergruppe‘. Die Leitung hatte ein Berufsschauspieler - Heinz Drähn -, der später ein enger Freund von mir wurde. Er schrieb für seine Gruppe kleine Sketche und studierte sie auch ein.

Natürlich ergab es sich nun, etwas zusammen zu machen. Ich hatte plötzlich die Idee, man müsste einmal versuchen, eine Oper ohne Orchester zu komponieren. Und zwar so, dass das Orchester durch den Chor ersetzt wurde. Für die Solopartien musste man nur die passenden Sänger finden.

Heinz war begeistert von dieser Idee und kam schon nach wenigen

Tagen mit einem Libretto für die kommende Oper. Die Oper erhielt den vielversprechenden Namen: ‚Bonco der Liebesknappe!‘, eine dramatische Oper in einem Aufzug.

Die weiblichen Hauptrollen wurden - wie konnte es anders sein - von Männern gesungen und gespielt.

Zu jeder klassischen Oper gehört eine Ouvertüre. Auch unsere Oper bekam eine Ouvertüre im üblichen Stil: ‚Maestoso - Allegretto - Allegro molto‘, mit einem durchgehenden unterlegten Text:

‚Wir singen jetzt ein Öperlein, das soll die Ouvertüre sein!‘

Es folgte nun ein ‚Prolog‘ in szenischer Aufführung mit ‚Rezitativen‘ und ‚orchestralen‘ Zwischensätzen. Dann folgten einige ‚Arien‘.

(Das Original der auf selbstangefertigtem Notenpapier niedergeschriebenen Partitur ist noch in meinem Besitz und kann jederzeit eingesehen werden).

Leider ist das "Öperlein" nie ganz fertig geworden. Aber bis zur zweiten Arie haben wir es doch geschafft, die Oper mit großem Erfolg aufzuführen.

Unser gemeinsames 'Musik- und Theaterschaffen' verbesserte sich bald.

Doch davon erzähle ich später.

Mein persönliches Schicksal hatte sich wieder einmal eingeschaltet und mir ein gänzlich verändertes Gefangenleben zgedacht.

An einem Montagmorgen wurde ich zum Tor unseres Gefangenelagers gerufen. Am Tor standen unser Lagerkommandant und ein älterer Herr. Er verhandelte mit dem Lagerkommandanten und sagte dann in gut verständlicher deutscher Sprache zu mir: „Ich hole Sie morgen ab“.

Wie gesagt, Herr Materljan - so war sein Name – kam am nächsten Morgen und ging mit mir zum Sitz des Stadtpräsidenten (sprich: Bürgermeister).

Unterwegs unterhielten wir uns natürlich über die Musik. Er war der Leiter des ‚Städtischen Blasorchesters Subak‘. Er hatte sich oft sonntags unseren Chor angehört. Nun wollte er mich persönlich kennenlernen.

Ich erzählte ihm von den Schwierigkeiten mit dem Notenpapier. „Ich glaube, das können Sie bald leichter haben“, sagte er, und die nächste Frage an mich war nun wie ich sie schon einmal gehört hatte: „Können Sie auch für ‚Harmoniemusik‘ instrumentieren?“ Diese Frage konnte ich bejahen. - Inzwischen waren wir am Präsidenten-Palast angekommen.

Ich wurde dem Herrn Bürgermeister vorgestellt, der mich - wie ich es

empfand - sehr merkwürdig betrachtete und mir einige Fragen in seiner Landessprache stellte. Leider konnte ich kein Wort verstehen und natürlich daraufhin auch nichts beantworten.

Jetzt schaltete sich mein ‚alter Herr‘ ein und führte die Gespräche weiter. Nach kurzer Zeit konnten wir uns vom Bürgermeister verabschieden.

Nun erzählte mir mein ‚alter Herr‘, dass ich mich ab sofort absolut frei in der Stadt bewegen konnte. Selbstverständlich nicht in meiner schmutzigen zerschlissenen Kleidung. Das wäre ja sogar auch eine der wichtigsten Anordnungen des Herrn Bürgermeisters, sagte Herr Marterljan.

Dann gingen wir zu einer Art Sozialstation. Hier konnte ich mich erst einmal richtig reinigen und bekam dann folgende Bekleidung (Ihr werdet es kaum glauben):

Zwei Krawatten, zwei Oberhemden, zweimal komplette Unterwäsche, zwei Paar Strümpfe, eine moderne dunkelblaue Hose und ein hellgraues Jackett, ein Paar neue Schuhe.

Sofort an Ort und Stelle habe ich meine Garderobe gewechselt. Dabei fiel mir der Marlene-Dietrich-Schlager – ‚Ich bin von Kopf bis Fuß auf Kleidung‘ eingestellt‘ ein - für mich war das eine ganz neue Welt und damit ein neues Leben.

Aber das nur nebenbei.

Jetzt ging mein alter (neuer) Freund mit mir zum Rathaus, um mir meine jetzige Arbeitsstätte zuzuweisen. Es war ein Zimmer im III. Stock für mich ganz allein.

Hier konnte ich ungestört ganz nach Belieben und Laune meine Arbeit erledigen. Im Rathaus konnte ich zu jeder Zeit unkontrolliert ein und aus gehen. Meine Tagesmahlzeiten nahm ich in einer Mensa ein, nur schlafen musste ich noch im Lager. Aber auch von hier aus konnte ich zu jeder Tages- und Nachtzeit ein und aus gehen.

Das war aber auch gut so! Ich war im ständigen Kontakt mit meinen Kameraden und konnte so unsere gemeinsame Chorarbeit mit erleichterter Vorbereitung durch normales Notenpapier weitermachen.

Als ich zum ersten Mal als Zivilist im Lager auftauchte, glaubten viele Kameraden nicht, dass ich es wirklich war. Jedoch verspürte ich nie ein Neidgefühl ihrerseits, was in ihrer Lage absolut menschlich und verständlich gewesen wäre.

Mein fast hundertprozentiges Zivilleben sollte sich auch für alle Kameraden auf dem ‚Unterhaltungssektor‘ günstig auswirken und Abwechslung bringen.

Das aber ist wiederum mit einer besonderen Geschichte verbunden.

Wieder einmal hatte sich das Schicksal von seiner glückbringenden Seite gezeigt. Und so fing die wahre Geschichte an.

Einige Wochen nach meiner jetzt sehr erfreulichen Arbeit kam mein alter Freund zu mir und sagte: „Wissen Sie, ich habe darüber nachgedacht, dass Sie doch auch etwas Geld brauchen, um sich etwas zu kaufen, wenn es auch nur ein paar Zigaretten sind“. (Mit Zigaretten versorgte er mich sowieso). „Es ist mir persönlich aber finanziell nicht möglich“.

Ich bedankte mich bei ihm schon allein für diesen Gedanken. – „Aber, Herr Materljan, Sie haben wirklich schon so viel für mich getan, Sie sollten sich darum keine Gedanken machen!“

„Ich könnte Sie sofort in unserer Tanzkapelle unterbringen, wenn ich für Sie ein Instrument hatte, so hätten Sie auch einen kleinen Verdienst“, sagte er.

Da funkte es ganz plötzlich bei mir. „Es gibt einen Ausweg“, sagte ich, „wenn dafür eine Möglichkeit besteht!“

Nun erzählte ich ihm von der Hinterlassenschaft unserer Instrumente der Kompanie-Band bei einer mir befreundeten Familie in Medolino und fragte ihn, ob es ihm vielleicht möglich wäre, die Instrumente herholen zu lassen.

„Ja“, sagte er, „das wird aber nicht so leicht sein. Sie wissen ja, normalerweise darf die Zivilbevölkerung keinen Kontakt mit Kriegsgefangenen aufnehmen und außerdem wird es schwer werden, ein Transportmittel zu finden. Ich werde aber mein Möglichstes tun?“



Ich bedankte mich und wartete ab. Es dauerte nicht lange, da rollten unsere Instrumente im Lager an. Die Wachposten waren erstaunt über die ‚seltene Sendung‘, und meine Kameraden freuten sich über diese Neuheit im Lager.



Jetzt war unsere ehemalige "Kompanie- Band" als ‚LAGERBAND‘ fast komplett. Wir vier Musikanten: Toni, Paule, unser Gitarrist und ich sind ja zusammengeblieben. Es fehlten uns jetzt nur noch ein guter Akkordeonspieler und ein Schlagzeuger. Sie fanden sich schnell, so dass nach einigen Proben die neue Lagerband ihren ersten Auftritt hatte.

Jetzt hatten wir auch die Möglichkeit, unser bisheriges ‚Schauspiel-Repertoire‘ mit einem ‚Operetten-Repertoire‘ zu bereichern.

Heinz Drähn, unser Theaterspielleiter, schrieb die Texte und ich die Musik für die dazugehörigen Schlager, z. B. die Noten aus den entstandenen Operetten: ‚LIEBE, TRIEBE, DIEBE‘ und ‚Da wundert sich Sherlock Holmes‘ habe ich heute noch.

Schließlich nahm das gesamte Ensemble noch den Namen ‚PLUM-BUM‘ an, herkömmlich aus dem Lagernamen unserer Theatergruppe, die in einer ehemaligen Bleifabrik ‚Plum-Bum‘ untergebracht war.

Zurück zu meinem persönlichen, ‚zivilen‘ (Gefangenen-)Leben. Mein alter Freund war sehr glücklich, dass er unsere Instrumente hatte heranschaffen können.

Schon bei der nächsten Tanzveranstaltung im Kulturhaus Susak war ich dabei und gehörte von nun an zur ‚Tanzkapelle Susak‘.

Die Besetzung war schon ein kleines Tanzorchester: Posaune, zwei Trompeten, zwei Saxophone (jetzt mit mir drei), Geige, Bass, Akkordeon, Schlagzeug und Klavier.

Von den Kollegen wurde ich freundlichst aufgenommen. Die meisten waren Italiener und so konnten wir uns gut verständigen. Ich bekam die gleiche Gage wie meine neuen Kollegen und hatte nun plötzlich noch neben allen Annehmlichkeiten auch Bargeld. Wieder fühlte ich mich zurückversetzt in meine frühere Tätigkeit.

Bald wurde es in der Stadt bekannt, dass ich ein Deutscher war. Ich habe aber n i e etwas von Verachtung oder Hass empfunden, ganz im Gegenteil!

Dazu möchte ich Euch von einem kleinen Zwischenfall berichten: Nach einem Tanzabend - wir waren gerade beim Einpacken unserer Instrumente, erschienen ein Offizier und zwei Soldaten. Der Offizier kam zu mir und sagte: ‚Tin‘ = Du, ‚hodi simo‘ = komm mit, ‚heute‘ = los.

Meinen Kollegen war dieser Vorgang völlig unverständlich. Sie kümmerten sich um meine Instrumente. Ich wurde ‚abgeführt‘ und durfte den Rest der Nacht in einem Bunker verbringen.

Am nächsten Morgen brachte man mich zur Kommandantur. Der Weg führte durch die ganze Stadt. Vor mir ein Offizier, in der Mitte ich (der Delinquent) und hinter mir zwei, mit

Hier hört der Autor plötzlich auf
beendet war sein Lebenslauf,
So viel hatt' er noch zu berichten,
doch das Schicksal meinte hier:
"mitnichten" -
nahm ihm die Feder aus der Hand
und schickt' ihn in ein fernes Land.
Aus dem gibt's keine Wiederkehr,
wir alle, liebe Freunde,
vermissen ihn sehr!

Anmerkung des Herausgebers:

Helmuth Sommer heiratete in Jugoslawien, kehrte jedoch einige Jahre später allein nach Berlin zurück. Er widmete sich ganz der Aufgabe, junge Menschen an die klassische Musik heranzuführen.

Er arbeitete als Musikpädagoge und gründete und leitete das Jugendstreicherorchester Reinickendorf bis zu seinem Tod im Jahre 1993.

Das Manuskript zu diesen Erinnerungen lag teils in handschriftlicher Form, teils auf einer Schreibmaschine getippt vor.

In mühevoller Arbeit hat Inge Dargel (Schwester von Brigitte Schumann) den Text in eine Form gebracht, die mittels Scanner eingelesen und somit weiterbearbeitet werden konnte. Von ihr stammt auch das Schlusswort auf der letzten Seite.

Der Text wurde nicht verändert, es wurden nur, der besseren Lesbarkeit wegen, Absätze und Kapitelüberschriften eingefügt. Die im Text vorkommenden Fotos wurden von Helmuth Sommer ausgewählt, ich kann nur hoffen, dass ich sie in seinem Sinne in den Text eingebaut habe.

Wie ich aus eigener Erinnerung und aus vielen Gesprächen weiß, lebte Helmuth Sommer auch nach seiner Rückkehr nach Berlin ein sehr bewegtes, immer auch von der Musik geprägtes Leben.

Untrennbar gehören jedoch die vielen Schicksalsschläge dazu, die er auf seine unvergleichliche Art bewältigte.

Er bewahrte stets seinen Humor, seinen Optimismus und seine Zuversicht. Wer das Glück hatte, ihn kennenzulernen, wird ihn nicht vergessen.

Jürgen Mittag

